<36608078650019

Preis: 2 Mark.

Die Spielwaren-Hausindustrie des Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,
Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Jena,
Verlag von Gustav Fischer.
1899.

Die Spielwaren-Hausindustrie des Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,
Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Jena,
Verlag von Gustav Fischer.
1899.

Dem Andenken

Emanuel Sax'

gewidmet.

D. V.

Vorwort.

Bei der vorliegenden Untersuchung, die ich im Sommer 1898 an Ort und Stelle vornahm, habe ich nicht in erster Linie den Zweck verfolgt, durch eine soziale Elendsschilderung auf die Nerven zu wirken. Das ist bereits vor zwei Decennien durch das großes Aufsehen erregende Buch von Dr. Emanuel Sax über die Hausindustrie in Thüringen geschehen. In diesen Studien enthüllte er Dinge aus dem Leben der Heimarbeiter des Thüringer Waldes, die vorher kein Mensch in Deutschland für möglich gehalten hätte. Gleichzeitig aber legten seine Untersuchungen zum erstenmale Hand an die mit den verschiedenen Hausindustrieen verknüpften höchst empfindlichen und reizbaren Interessen des Unternehmertums. Die Folge war, daß ein Sturm der Entrüstung unter den Verlegern und Großfabrikanten ausbrach, der sich bis zum heutigen Tage noch nicht vollständig gelegt hat. Man hat Sax diese große Sünde selbst nach seinem Tode noch nicht verziehen. Aber man denkt doch ruhiger. Als ich den Vorsitzenden der Handels- und Gewerbekammer in Sonneberg, einen der größten Puppenfabrikanten und Verleger, besuchte, hatte derselbe nichts Nachdrückliches zu thun, als mich zu beraten, nur ja nicht etwa in die Fußtapfen des „Sozialdemokraten" Sax zu treten, worauf ich nur erwidern konnte, daß ich die Zustände so darstellen würde, wie ich sie vorfände, nichts darüber und nichts darunter. Die Impulse, die Sax seiner Zeit der sozialen Zustandsbeschreibung erteilte, haben eine kleine Litteratur ins Leben gerufen, die aber kaum über die Mitte der 80er Jahre hinausreicht und der weder in ihren zustimmenden noch in ihren polemischen Stücken irgend eine Bedeutung zukommt. Was die Natur der letzteren anbelangt, so verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß Sax auch nicht im Detail widerlegt wurde. Es ist dies auch dem verstorbenen Sonneberger Kommerzienrat

Fleischmann nicht gelungen, dessen Schriften jenseits der Grenzlinien der Wissenschaft stehen, was aber nicht hindert, daß sie noch gegenwärtig unter den Sonneberger Verlegern als der Inbegriff der Weisheit des „gesunden Menschenverstandes" gelten. Schließlich erscheint es noch nötig, einen Vorwurf zurückzuweisen, mit dem alle Taugenichtse seit Menschengedenken schnell fertig sind. Sie finden sich mit den ihnen unangenehm erscheinenden Thatsachen dadurch ab, daß sie sagen: Es ist ja alles übertrieben. In diesem Vorgehen steckt ein großer methodologischer Irrtum. Man kann Thatsachen nicht dadurch bekämpfen, daß man behauptet, sie seien übertrieben. Damit beweist man sie nicht aus der Welt hinaus. Die Uebertreibung ist sogar unvermeidlich, so bald es sich um Dinge handelt, die in intimer Beziehung zum öffentlichen Leben stehen, die Gegenstand der Parteikämpfe sind oder durch das Prisma verschiedener Weltanschauungen betrachtet werden können. Die Uebertreibung besteht hier in dem starken Hervortreten gewisser Züge, ganz wie es bei einer Skizze der Fall ist, bei der viele Schattierungen weggelassen und andere schärfer herausgearbeitet sind. Aehnlich ist auch Sax vorgegangen. Er verfuhr, wenn ich den Vergleich gebrauchen darf, nach Art des älteren Naturalismus in der Kunst. Er entwarf von den Zuständen in der Hausindustrie ein Bild, das auf die dunkle Grundfarbe des Elends abgestimmt war. Diese eine Seite der Hausindustrie, die als Grundfarbe ihres Wesens erscheint, wird isoliert in besonders grelle Beleuchtung gesetzt, um sie als notwendiges Produkt der Entwickelung und als im Wesen des Betriebssystems selbst liegend zu erfassen. Das Ganze besteht aus feinen und sorgfältigen Beobachtungen, in allen Teilen sauber und exakt hergerichtet und zu einem wissenschaftlich treuen Bilde zusammengefügt. Auf diese Weise kommt die Grundfarbe zu einer kräftigen Wirkung.

Diese Aufgabe ist geleistet.

Für die vorliegende Arbeit, welche in die Hausindustrie des Spielzeugs auch die der Atrappen und des Christbaumschmucks mit einbegreift, konnte demnach das Leitmotiv der Sax'schen Untersuchungen nicht mehr im Vordergrunde stehen, wenn ich es auch als unerläßlich betrachten mußte, die den geschichtlichen Wandlungen unterliegenden Verhältnisse für die Gegenwart darzustellen. Daß ich dabei bestrebt war, nicht an der Oberfläche zu bleiben, sondern die Erscheinungen, welcher Natur auch immer, zu zerlegen, sie kausal zu ergründen, ihre Verkettung mit anderen zu untersuchen, versteht sich für eine wissenschaftliche Arbeit, auch wenn dieselbe in populärer Form auftritt, von selbst. Vor allem aber kam es mir

darauf an, die Punkte zu markieren, wo die Hebel der Gesetzgebung einsetzen müssen oder Reformen auf anderem Wege nötig sind, um eine Besserung der Zustände herbeizuführen. Es ist das umso nötiger, weil sich die Lage der Heimarbeiter oder Hausindustriellen (beide Worte gebrauche ich in demselben Sinn) seitdem nicht gebessert, sondern im Gegenteil verschlechtert hat. Ich habe mich dabei bestrebt, an der Spielwarenhausindustrie des Meininger Oberlandes zu zeigen, daß eine gesetzliche Behandlung der Hausindustrie in einer ganzen Anzahl Punkten nicht isoliert erfolgen kann, sondern in Zusammenhang mit der Behandlung großer sozialer Probleme wie der Hebung der Konsumkraft der breiten Massen, der Frauenfrage, der Wohnungsfrage u. s. w. Geschieht dies nicht, so bleibt die Gesetzgebung Stückwerk. Ich hebe diesen Gedanken besonders hervor, weil er in der bisherigen Litteratur übersehen oder nicht genügend betont wurde.

Seit dem Rücktritt Bismarcks hat die deutsche Sozialpolitik in dem Ausbau der Fabrikgesetzgebung einen wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen. Seitdem haben sich die Zustände in den Fabriken nicht unerheblich gebessert. Die Hausindustrie aber ist bisher ein Gebiet geblieben, das keusch und unberührt jeder gesetzlichen Regelung entbehrt. Hier haben die Bestimmungen der Gewerbeordnung über Arbeitszeit der Frauen und Kinder, über Sonntagsarbeit u. s. w. keine Geltung. Da war es der große Konfektionsarbeiterstreik im Jahre 1896, der zum erstenmale mit einem ungeheuren Nachdruck das Problem einer legislativen Behandlung der Hausindustrie in die breite Oeffentlichkeit warf. Seitdem ist dieses Problem nicht mehr aus den Diskussionen der gesetzgebenden Körperschaften, der Vereine, der Presse und der wissenschaftlichen Litteratur verschwunden. In diesem Jahre ist es auch vom Verein für Sozialpolitik wieder in Angriff genommen worden. Trotzdem ist man bisher noch zu keiner Uebereinstimmung gekommen, eben weil das Thatsachenmaterial zu klein ist.

Aus diesem Grunde glaube ich, daß die vorliegende Schrift nicht nur ein rein akademisches Interesse besitzt, sondern auch einem Bedürfnis in der sozialpolitischen Litteratur nachkommt.

Berlin, im Juni 1899.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Entwickelungsepochen der Thüringer Spielwarenhausindustrie	1
2.	Das Meininger Oberland	5
3.	Die Aufgaben der Hausindustrie	9
4.	Die Familie des Heimarbeiters	17
5.	Die Ausbildung des Arbeiters	24
6.	Die Ueberproduktion an Arbeitskräften	30
7.	Hausindustrie und Landwirtschaft	33
8.	Die Arbeitsverfassung	38
9.	Muster und Moden	42
10.	Die Holzfrage	37
11.	Wohnraum und Werkstatt	54
12.	Emanzipationsbestrebungen	60
13.	Lohn und Einkommen	65
14.	Folgeerscheinungen	73
15.	Saisonarbeit	78
16.	Die Lieferung	80
17.	Organisation	82
18.	Entwickelungstendenzen	87

Beilagen.

I.	Arbeitsbeteiligung und Arbeitszeit der Schulkinder des Kreises Sonneberg	96
II.	Durchschnittspreise für Schnitzholz in den Oberförstereien Sonneberg, Steinach, Judenbach, Hämmern von 1880—97	98
III.	Behausungsziffern der bewohnten Gebäude der größereen Orte des Kreises Sonneberg nach der Zählung vom 2. Dezember 1895	99
IV.	Veranlagung zur Einkommensteuer auf 1898	100

1.

Die Entwickelungsepochen der Thüringer Spielwarenhausindustrie.

Die Herstellung von Spielwaren auf dem Thüringer Wald läßt sich historisch zurückverfolgen bis ins Mittelalter[1]). Sie war ursprünglich nur eine Nebenbeschäftigung. Die spärlich zerstreut lebenden armen Holzfäller und Kohlenbrenner benutzten den arbeitsarmen Winter dazu, allerhand Bedarfsartikel, wie Teller, Schüsseln, Löffel und Spielzeug aus Holz, wie Schachteln, Koffer, Häuser, Möbel zu schnitzeln. Die Produktion von Spielzeug tritt auf dieser ersten Stufe also noch vergesellschaftet auf mit der häuslicher Gebrauchsgegenstände. Den Absatz besorgten die Hersteller selbst als Hausierer. Sie banden sich einen Korb auf den Rücken und zogen von Ort zu Ort oder schlossen sich dem großen Warenzuge an, der die Verkehrsstraße zwischen Nürnberg und Leipzig, die über Judenbach führt, passierte.

Aus diesen ursprünglichen Verhältnissen, in denen Produzent und Verkäufer noch ein und dieselbe Person sind, beginnt sich allmählich eine neue gewerbliche Verfassung herauszuschälen und zwar mit dem Aufkommen eines besonderen Standes von Verlegern. Die Verleger sind ursprünglich Nürnberger Kaufleute, die dem Hausierer oder Produzenten die mannigfachsten Geräte, sowie Spielzeug abnehmen und damit die Messen und Märkte Norddeutschlands bereisen. Die tieferen Ursachen, die zur Herausarbeitung eines besonderen Verlegerstandes führten, lagen in den veränderten Verkehrs- und Absatzverhältnissen. Es entwickelte sich eine steigende Nachfrage nach Spielzeug, und damit begann der Handel einträglicher zu werden als die Produktion selbst.

1) Sax gelangt zu dem Schluß, daß noch während des 14. Jahrhunderts neben den älteren Gebrauchswaren auch schon Spielwaren aus Holz sich einbürgerten. (Die Hausindustrie in Thüringen. Wirtschaftsgeschichtl. Studien, 2. Auflage, 1885, S. 6, bei G. Fischer-Jena).

Den Nürnberger Kaufleuten wird allmählich ein Teil des Handels mit Spielzeug abgenommen durch heimische Händler. Seit dem 30jährigen Kriege ist das Prestige der ersteren erloschen und Sonneberg, ein Städtchen am Südostabhange des Thüringer Waldes, beginnt, die Führung im Handel mit Spielzeug zu übernehmen.

Mit dieser neuen gewerblichen Verfassung war der Riß zwischen Herstellung und Vertrieb der Waren vollzogen und jene Scheidung der ursprünglich homogenen Bevölkerung in zwei getrennte soziale Schichten, in Verleger und Heimarbeiter. Das Spielzeug hat einen veränderten wirtschaftlichen Charakter erhalten: es ist Warenkapital geworden, d. h. Erwerbsmittel für Personen, die an der Produktion nicht mehr beteiligt sind. Zwischen den mechanisch arbeitenden Mann des Waldes und den fern abwohnenden Konsumenten ist eine kapitalistische Macht in Gestalt des Verlegers getreten, von der der Arbeiter abhängig ist und an die er wie mit unsichtbaren Fäden gefesselt erscheint.

Ursprünglich hat diese Scheidung nichts Bedenkliches. Es gab Holz in Hülle und Fülle, und die Arbeit warf für den Wäldler einen Nutzen ab, mit dem er sich rechtschaffen durchschlagen konnte. Es war die Zeit, in der die Hausindustrie auf dem Wald ihre Flitterwochen feierte. Als aber der Handel größere Dimensionen annahm und der Profit in dem Maße nach oben wuchs, als das Quantum der Ware sich vermehrte, da zog der Verleger noch andere Arbeiter heran, die er verpflichtete, nur an ihn zu liefern. Damit war der erste Schritt zu sozialer Abhängigkeit gethan — ein Schritt allerdings, durch den eine Verdichtung der Bevölkerung auf jenen kargen landwirtschaftlich fast sterilen Gebirgshöhen des Thüringer Waldes überhaupt erst möglich geworden ist.

Die Produktion war technisch eine rein handwerksmäßige. Das Hauptrohmaterial war das Holz. Die Schwierigkeit der plastischen Nachbildung aus diesem Stoff zog den Kreis der Gegenstände, die daraus hergestellt wurden, eng zusammen. Das aus Holz geschnitzte Spielzeug war daher wenig mannigfaltig.

Etwas vielseitiger wurde die Produktion erst, als man mit einem Material zu arbeiten anfing, das sich leichter als das Holz formen ließ. Dieses Material war ein aus geringwertigem Roggenmehl hergestellter Teig; damit bildete man mit der freien Hand Körperteile von Tieren 2c. Diese Aenderung modifizierte die Struktur des alten hausindustiellen Betriebes wenig oder gar nicht. Sie gestattete noch nicht den Uebergang zu einer Massenfabrikation. Das lag an den Mängeln, die dem freihändigen

Formungsprozeß und dem Rohmaterial selbst anhafteten. Die aus Teig gekneteten Figuren trockneten sehr schwer; waren sie nicht vollständig trocken, so schimmelten sie; kamen sie gutgetrocknet in feuchte Luft, dann bröckelten Teilchen ab. Der Teig war auch ein Leckerbissen für Mäuse, die häufig während des Transports an den Spielsachen arge Verwüstungen anrichteten. Da die Figuren nicht hohl gemacht werden konnten, brauchte man verhältnismäßig viel Teig, was im Verein mit der freihändigen Bearbeitung zum Teil wenigstens den hohen Preis des Spielzeugs erklärt, den dasselbe im vorigen und noch im Anfange dieses Jahrhunderts hatte.

Eine vollständige Neugestaltung, die geradezu eine Revolution in der gesamten Spielwarenindustrie bedeutet, weil sie die Vorbedingungen für die Bildung und Entwickelung des modernen Großbetriebes schuf, datiert von dem Augenblicke an, als man einen Rohstoff fand, aus dem sich mit Leichtigkeit alle Gegenstände in der Natur plastisch nachbilden ließen und dem die vorhin erwähnten Mängel nicht anhafteten: das war die Papiermaché, eine Mischung aus Papier mit Sand, Cement und Mehl. Diese Mischung war schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts bekannt. Ihre Einführung aber in die Spielwarenindustrie ist erst etwas später erfolgt, sie ist die That eines Sonneberger Hausindustriellen, Namens Friedrich Müller. Dieses Material ist bis zum heutigen Tage neben dem Holz der wichtigste Rohstoff dieses Gewerbes geblieben. Es ist ihm vielleicht noch eine große Zukunft beschieden; baut man doch heute schon neben vielen Hausgeräten Häuser und Eisenbahnschienen daraus, arbeitet man doch daran, diesen Stoff flüssig zu machen!

An die Einführung der Papiermaché knüpft sich eine soziale und wirtschaftliche Neuorganisation, die in ihren Konsequenzen den Charakter und die Stellung der Hausindustrie bis zur Gegenwart bestimmt. Neben den alten Schnitzer, der seine Pferdchen und Häuser aus Holz herstellt, tritt ein neuer sozialer Typus in die Geschichte ein: der Drücker. Er stellt nicht nur Tiere, sondern auch den Menschen selbst als Spielzeug her. Mit dem Holzspielzeug beginnt die Puppe zu konkurrieren. Der Drücker modelliert sein Spielzeug nicht mehr freihändig, sondern er drückt die zähe Masse in eine Form hinein und damit ist der Uebergang vollzogen zu einer vollständigen Mechanisierung der Produktion.

Schnitzer und Drücker sind bis heute die beiden Grundtypen der Spielwarenfabrikation geblieben. Dieser historische Entwickelungsgang giebt uns gleichzeitig den Schlüssel dafür, daß man auch heute noch die Puppen

von den übrigen Spielwaren getrennt aufgeführt, während doch logisch die ersteren zu den letzteren gehören.

Am bedeutungsvollsten aber erscheint die große ökonomische Aenderung, die anknüpft an die mit der Einführung der Papiermaché erschlossene Möglichkeit, die mannigfaltigsten Artikel in viel kürzerer Zeit wie früher darzustellen, zu kombinieren, ja sie sogar mit Bewegungs- und Stimmmechanismen in dem hohlen Innenraum zu versehen. Diese neue Entwickelung verlieh der Produktion und dem Handel eine kolossale Schwungkraft; die Zahl der Artikel vermehrte sich ins Ungeheure und damit war die Basis für den fabrikmäßigen Großbetrieb geschaffen: der Verleger errichtet eine Fabrik und beginnt Massenartikel nach einer bestimmten Schablone zu produzieren. Die Vervollkommnung des Land- und Seeverkehrs ermöglicht ihm den beständigen Kontakt mit dem Weltmarkt.

Wenn man diese Entwickelung historisch verfolgt, so erkennt man, daß sich der Großbetrieb nur unter heftigen Kämpfen durchgesetzt hat. Er hatte von vorn herein die Tendenz, sich mit dem Verlag zu verbinden. Diese Neigung hat die Gesetzgebung lange zu verhindern gesucht. Bis zur Einführung der Gewerbefreiheit im Jahre 1862 war durch ein Statut von 1789 den Kaufleuten die Fabrikation von Spielwaren, den Verfertigern derselben aber der Vertrieb verboten[1]). Bereits in den vierziger Jahren aber betrieben eine Reihe Kaufleute das Fabrikantengeschäft.[2]) Sie verlegten nicht nur die Waren ihrer Hausindustriellen, sondern sie ließen selbst große Massen von Spielwaren in eigenen Betriebswerkstätten herstellen. Damit begann der große Kampf gegen den zunftmäßig organisierten Kleinbetrieb. Der Verleger zögerte keinen Augenblick, die alten Schranken zu durchbrechen, den Kleinbetrieb zu unterminieren. Damit war in die Stellung des letzteren Bresche geschlagen und durch diese hielt das Großkapital seinen Einzug.

Es ist menschlich begreiflich, daß sich die Opfer dieser Entwickelung zur Wehr setzten. Im Jahre 1848 kam ihr Haß gegen den sich jugendlich ausreckenden Großbetrieb in seiner ganzen elementaren Gewalt zum Ausbruch: Es sollten alle Kaufhäuser Sonnebergs dem Erdboden gleich gemacht werden, deren Inhaber durch Einführung eigener Fabrikation, welche durch nicht Zünftige

---

1) Fritz Regel, Thüringen, III. Teil, Kulturgeographie 1896, S. 213. Es hatten damals 26 Sonneberger und 4 ländliche Firmen das Handelsmonopol mit Spielwaren.

2) Das Bossiererhandwerk vor 50 Jahren. Sonneberger Zeitung vom 9. Oktober 1898.

ausgeübt wurde, das Bossierergewerbe schädigten. Nur mit Mühe konnten damals die Behörden einer Verwüstung durch die aufgeregte Bevölkerung vorbeugen. Darauf wurde am 11. Juni 1849 (mit einem Nachtrag vom 31. März 1853) ein „Statut für die plastischen Gewerbe des Verwaltungsamtsbezirks Sonneberg" erlassen, das den letzten Anlauf gegen die sich machtvoll bahnbrechende Entwickelung bedeutet. In Artikel 3 heißt es, „daß kein Kaufmann zugleich Fabrikant Sonneberger Spielwarenartikel sein darf[1]". Das war der letzte ohnmächtige Protest. Bald war die alte zunftmäßige Verfassung gesprengt und der Großbetrieb blieb als Sieger auf dem Kampfplatz zurück. Alle diejenigen die sich damals gegen ihn empörten, sind heute seine botmäßigen Sklaven!

Wir haben in diesem kurzen historischen Ueberblick drei Entwickelungsstadien der Spielwarenindustrie kennen gelernt: In dem ersten ist der Hersteller des Spielzeugs zugleich der Verkäufer desselben; in dem zweiten übernimmt ein Verleger den Absatz, während die gesamte Produktion in den Händen der von ihm abhängigen Heimarbeiter bleibt; in dem dritten Stadium endlich wird dem Produzenten durch den fabrikmäßigen Großbetrieb ein Teil der von ihm früher hergestellten Artikel entrissen und zwar, wie später gezeigt werden soll, gerade der lohnendste.

In dieser knappen Charakteristik des Entwickelungsganges der Spielwarenhausindustrie ist bereits die innere Notwendigkeit ihrer Leidensgeschichte klargelegt.

2.

Das Meininger Oberland.

Das neunzehnte Jahrhundert hat auf dem Gebiete der Erzeugung und des Austausches der Waren eine so gewaltige Umwälzung zu verzeichnen, daß fast kein Gebiet des modernen Lebens davon unberührt geblieben ist. Die Fabriken produzieren heute Warenmassen in ungeheurer Menge für den Weltmarkt und ein allmächtiger Verkehr schließt den ganzen Erdball zu einem einzigen großen Welthandelsgebiet zusammen. Kein Atom der Gesellschaft konnte bei dieser großen Aenderung auf der alten

---

1) Das Statut vom 11. Juni 1849 ist abgedruckt in der Sonneberger Zeitung vom 9. Oktober 1898 ff.

Stelle bleiben. Alle unsre Einrichtungen haben sich mehr oder weniger, zögernder oder schneller, den modernen Wirtschaftsformen anpassen müssen.

In Anbetracht dessen möchte man versucht sein zu sagen, daß sich dieser Zug der Zeit überall offenbart und es heute kaum eine Gegend giebt, die von dem Flügelschlage dieses Jahrhunderts unberührt geblieben wäre. Und doch giebt es, wie ich glaube, eine Gegend im Herzen Deutschlands, von der man das nicht sagen kann. Es ist der größte Teil des Meininger Oberlandes, eines Hochplateaus von 343 qkm Ausdehnung. Der Thüringer Wald, diese große schattige Sommerlaube Deutschlands, steigt hier allmählich in die fränkische Ebene ab. Ueber das Gebirge führen nur wenige Straßen. Die ganze Ursprünglichkeit der Natur begleitet auf Schritt und Tritt den Wandrer; es umweht ihn die Atmosphäre der vergangenen Jahrhunderte, denn in diese weltentlegenen Gebirgslandschaften mit ihren stillen Dörfern, die wir besuchen wollen, hat sich noch ein Stück der alten Zeit herüber gerettet.

Wo die Landwirtschaft Fuß gefaßt hat, da ist die Gemengelage der Felder allen Separationsgelüsten zum Trotze geblieben; auch die alte Dreifelderwirtschaft mit ihren geringen Erträgen hat sich hier und da erhalten. Man begegnet allenthalben noch einer ganz primitiven Technik, die man sonst nirgends in Deutschland mehr kennt z. B. wird das Getreide noch mit der Sichel gemäht ꝛc. Natürlich und ursprünglich sind auch die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens. Die Leute auf den Dörfern bilden gleichsam noch eine große Familie, in der sich alle, die höher wie die nieder Gestellten, auf Du und Du stehen. Die bodenständische Bevölkerung ist durch den Verkehr noch nicht entwurzelt und auseinandergesprengt oder mit fremden Elementen gemischt. Erst einzelne Gebirgsorte stehen durch einen regelmäßigen Postverkehr in Verbindung.

Wie auf den eben erwähnten Gebieten, so ist es auch in der Industrie. Die Hausindustrie, die seit dem Aufkommen des modernen Staates eine so große Rolle in der Geschichte der Volkswirtschaft gespielt hat, die aber nicht mehr recht hineinpassen will in den Rahmen der neueren weltwirtschaftlichen Entwickelung, bildet im Meininger Oberland noch das industrielle Fundament, auf dem sich ein gewaltiger Teil der für jenes Gebiet wichtigsten Produktion, der Spielwarenindustrie, aufbaut.

Welche Bedeutung der Spielwareninduštie auf diesem Stückchen Erde zukommt, geht deutlich aus der Betriebsstatistik hervor. Nach der Zählung vom 14. Juni 1895 entfielen[1]) von den 6532 in Deutschland vorhandenen

1) Zusammengestellt nach Bd. CXIV, der Statistik des Deutschen Reiches. Die

Spielwarenbetrieben mit 21 338 erwerbsthätigen Personen (oder 40 829 mit Dienenden und Angehörigen) auf das Herzogtum Sachsen-Meiningen über die Hälfte aller Betriebe, nämlich 3479, und etwas mehr als 1/3 aller in der Spielwarenindustrie Erwerbsthätigen, nämlich 8637 Personen (oder 17 771 mit Dienenden und Angehörigen). Einen starken Anteil an der anderen Hälfte der Betriebe nimmt noch das jenseits der Südgrenze von Sachsen-Meiningen gelegene Herzogtum Coburg-Gotha in Anspruch [1]).

Inwieweit die Spielwarenindustrie in den Angeln der hausindustriellen Betriebsform ruht, läßt sich ebenfalls durch einige statistische Zahlen illustrieren. Nach der letzten Berufszählung gab es im deutschen Reich 3318 hausindustrielle Spielwarenbetriebe mit 5941 Personen; davon entfielen auf das Herzogtum 1892 Betriebe mit 3164 Personen [2]).

Diese Hausindustrie ist hauptsächlich eine ländliche. Sie konzentriert sich allerdings auch in den Städten — vor allen in Sonneberg, Schalkau, Steinach, Rauenstein und Lauscha — um die großen Exportfirmen und Spielwarenfabriken; aber der Boden, aus dem diese ihre Kraft saugen, ist doch das platte Land.

Die Walddörfer im Meininger Oberland, in denen sich heute ein großes industrielles Proletariat zusammendrängt, zeigten früher noch eine intensive agrarische Färbung. In den letzten 50 Jahren aber ist dieselbe immer mehr verblaßt. Aus dem Agrardorf ist das Industriedorf geworden. Es ist übrigens eine ganz generelle Erscheinung, daß dort, wo die Hausindustrie einmal Wurzel geschlagen hat, die Landwirtschaft rapide zurückgeht, weil sie nicht soviel Menschen zu ernähren vermag als die Industrie.

Zahlen der Erwerbsthätigen sind in Wirklichkeit viel höher — die amtlichen können nur als Minimalzahlen gelten.

1) Nur an zwei Stellen haben noch, soweit sich das aus der Betriebsstatistik erkennen läßt, stärkere Verdichtungen der Spielwaren produzierenden Bevölkerung stattgefunden, nämlich im Königreich Sachsen und im Königreich Bayern. Auf dem sächsischen Erzgebirge (zwischen Sayda und Olbernhau) hat die Holzspielwarenfabrikation eine noch größere Ausdehnung als im Meininger Oberland. Man zählte dort 1214 Betriebe mit 2936 erwerbsthätigen Personen. Im Königreich Bayern (Oberammergau und Berchtesgadner Land, im Lamerwinkel des oberbayrischen Waldes) hat sich die in Thüringen ganz fehlende Blechspielwarenfabrikation zu hoher Blüte entfaltet. Nach der Statistik zählte man in Bayern 158 Betriebe mit 1684 Personen. Zur Vervollständigung des Bildes wäre die Untersuchung der Hausindustrie dieser beiden Gebiete wünschenswert.

2) Zusammengestellt nach Bd. CXV der Statistik des Deutschen Reiches. Neue Folge 1898. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese Zahlen weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Der kleine Bauernstand, der einst auf jenem kargen Höhenboden sein Leben fristete, ist allmählig in einem stillen, hartnäckigen, unterirdischen Kampfe absorbiert oder ausgestoßen worden von der nach einem Stückchen Land hungrigen Masse der Spielwarenarbeiter. Nur noch einzelne Reste haben sich erhalten. Man zählt z. B. in Effelder noch 8, in Forschengereuth 6, in Hämmern sogar nur noch einen Bauern.

In dem größten Teil der südlich gelegenen Neustädter Ebene hat die Hausindustrie nicht an Terrain gewinnen können, dort sind die alten Agrardörfer geblieben, weil der Boden fruchtbar und der Transport der Producte ein leichter ist.

Es giebt wohl kaum einen schneidenderen Gegensatz als zwischen den Industriedörfern des Gebirges und den Agrardörfern der Ebene. Beide Gebiete geben für detailierte klassenstatistische Untersuchungen, die für die Entwickelung der statistischen Wissenschaft noch eine große Zukunft besitzen, ein vorzügliches Material. Ich will nur auf einen für unsere Zwecke bedeutungsvollen Unterschied aufmerksam machen. Die Bevölkerung der Agrardörfer bleibt ziemlich stabil, die der Industriedörfer wächst enorm. Es betrug die Einwohnerzahl[1]) in

	1880	1895
Heubisch (landwirtschaftlich)	446	459
Mupperg „	491	501
Forschengereuth (industriell)	394	494
Hämmern „	1194	1448

Ob diese Stabilität der Bevölkerung in den landwirtschaftlichen Gebieten infolge von Abwanderung bei Geburtenüberschuß oder infolge von Geburtenmangel auf demselben Niveau bleibt, läßt sich aus diesen Zahlen selbstverständlich nicht erkennen.

In den Industriedörfern bilden die beiden Typen, die wir bereits kennen gelernt haben, der Drücker und der Schnitzer, das Gros der Spielwarenarbeiter. Zwischen den einzelnen Dörfern hat sich mit der Zeit eine merkwürdige Arbeitsteilung[2]) herausgebildet, auf die schon Sax aufmerksam machte. So werden z. B. in Schichtshöhn hauptsächlich Schnarren und Ratschen, in Judenbach Pelztiere, in Hämmern Schiffe, in Neuenbau Tusch-

1) Aus der Statistik des Herzogtums Sachsen-Meiningen, Bd. VI, Nr. 1 und 8.

2) Dieselbe Erscheinung findet sich auch in der Holzspielwarenhausindustrie des sächs. Erzgebirges (siehe das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit und Gegenwart von M. v. Süßmilch, 2. Ausgabe 1894, Kap. 45.

kasten, in Lauscha Christbaumschmuck und Glasspielzeug, in Neustadt Puppen und Attrappen gemacht.

Diese Liste ließe sich leicht vervollständigen und für die ca. 30 von Sonneberg abhängigen Dörfer durchführen. Aber sie genügt bereits für den Nachweis, daß innerhalb der Spielwarenbezirke des Meininger Oberlandes eine hochentwickelte interlokale Arbeitsteilung besteht.

Dies möge genügen, um den Leser über unser Untersuchungsgebiet zu orientieren.

3.

Die Aufgaben der Hausindustrie.

Um die Aufgaben, die der Spielwarenhausindustrie des Meininger Oberlandes zufallen, auf dem Wege der Induktion zu entwickeln, gehen wir von einer Thatsache aus, die sicher schon jedem aufgefallen ist, der einmal einen hausindustriellen Betrieb betreten hat: dem außerordentlich niedrigen Preise namentlich der unteren und mittleren Sorten des Spielzeugs[1]). Diese Erscheinung kommt allerdings weniger demjenigen zum Bewußtsein, der in den Verkaufsläden der Spielwaren unserer Städte die Preise studiert — denn die letzteren sind bereits durch ansehnliche Profite des Zwischenhandels belastet — als demjenigen, der an Ort und Stelle in den Wohnungen der Heimarbeiter und in den Musterzimmern der Verleger seine Beobachtungen macht.

Die Billigkeit des deutschen Spielzeugs ist so groß und weltbekannt, daß kein Land dasselbe zu solchen Preisen auf den Markt werfen kann wie wir. In dieser Beziehung nimmt die deutsche Spielwarenindustrie geradezu eine Monopolstellung ein: Sie beherrscht den Weltmarkt.

Ehe ich die Ursachen dieses Phänomens erörtere, in denen die Aufgaben der hausindustriellen Produktionsweise eingebettet liegen, will ich zunächst an einigen Beispielen die umstehende Behauptung illustrieren. Es mag aus jeder der drei großen Gruppen, aus denen die Spielwarenindustrie im weitesten Sinne besteht, Spielwaren i. e. S. (Puppen), Attrappen und Christbaumschmuck, je ein Beispiel genügen.

Ich wähle für die erste Kategorie eine in der Sonneberger Hausindustrie hergestellte Puppe im Hemdchen (Täufling). Sie ist 23 cm lang,

---

1) Ausgenommen ist der beschränkte Kreis der bessern Artikel und derjenigen geringerwertigen, die einen kleinen Absatzmarkt haben.

Körper und Oberbeine sind mit Holzwolle ausgestopft und in ein Shirtinghemd eingehüllt. Arme und Beine sind gelenkig, sie bestehen aus Papiermaché und sind rot, weiß und schwarz angestrichen. Der Kopf ist aus Wachs gegossen und mit einer Frisur versehen, die aus Mohair im Scheitel, im übrigen aus Wolle besteht.

Diese Puppe, die vielleicht an Billigkeit ihres gleichen sucht, liefert der Hausindustrielle, der den ganzen Rohstoff selbst anschaffen muß, an den Verleger für 95 Pf. per Dutzend.

Die Herstellungskosten summieren sich wie folgt:

Balg	17 Pf.
Beine und Arme	8 "
Frisur	17 "
Kopf	15 "
Augen	8 "
Hemd	15 "
Farbe	3 "
	83 Pf.

Es bleibt also pro Dutzend ein Reingewinn von 12 Pf. übrig; das macht pro Stück 1 Pf. Bei einer ausschließlichen Produktion solcher Puppen würde der Heimarbeiter überhaupt nicht bestehen können — aber sie werden, wie der Ausdruck lautet, „zwischen durch gemacht".

Auch da, wo scheinbar der Preis derselbe geblieben ist, ist er doch in Wirklichkeit geringer geworden. Eine Puppe die in England 6 d, in Amerika 12 c und in Deutschland 50 Pf. kostet, erhielt man in früheren Jahren für dasselbe Geld — aber viel kleiner. Vor 15—20 Jahren war die Puppe, die jetzt 3 Mk. kostet, ebenso groß wie jetzt eine Puppe im Preise von 2 Mk. Die erste gekleidete Shillingpuppe, die von einer großen Sonneberger Firma in den 70er Jahren nach England exportirt wurde, war 32 cm lang. Im Laufe der Zeit aber ist diese Puppe gewaltig gewachsen; heute hat eine englische Shillingpuppe bereits die respektable Größe von 48 cm erreicht. Sie ist natürlich auch nicht mehr so gut gearbeitet und so geschmackvoll wie früher — mit einem Wort: sie ist ein Opfer des billigen Preises geworden. In diesem Größerwerden spricht sich, trotzdem der Preis derselbe bleibt, die Verbilligung aus.

Aus der Unmasse von Formen und Motiven, die der Hausindustrie in Attrappen entspringen, seien hier in zweiter Linie die Preisverhältnisse eines Artikels aus Schalkau dargelegt, der mit zu den niedlichsten seines Genres

gehört[1]). Das Ganze stellt einen abgesägten Baumstumpf im Winter dar, auf dem ein kleiner Vogel sitzt. Der Baumstumpf ist aus Pappe gefertigt und inwendig hohl. Der oberste Teil, welcher abnehmbar ist, besteht aus einer gedrechselten Holzscheibe, auf der das Vögelchen befestigt ist. Als Postament dient ein viereckiges Brettchen. Diese Unterlage, sowie die horizontalen Flächen des Baumstumpfes sind weiß angestrichen, was die Attribute des Winters, Schnee und Eis, andeuten soll. Ferner befindet sich neben dem Baumstumpf — allerdings als Anachronismus — ein grünes aus Papier geprägtes Blatt und eine an dünnem Draht befestigte rote Beere, die ebenfalls aus irgend welchem Stoff verfertigt ist, sowie etwas isländisches Moos. Der kleine Vogel, welcher Drahtbeine hat, ist bunt bemalt und mit Tuchschur bestreut, sowie mit großem Verständnis und Akuratesse mittelst Oelfarbe bunt schattiert. Die freistehenden Flügelspitzen, sowie Schwanz und Schnabel, bestehen aus Holz, der Körper aus Papiermaché. Dieser Artikel, der ein allerliebstes Motiv darstellt — Vögleins Leiden im Winter könnte man es nennen — hat eine Höhe von 14 cm, ein Gewicht von 70—75 gr. und einen Preis von 35 Pf. — sage und schreibe fünfunddreißig Pfennige — pro Dutzend! Das Stück kostet also noch nicht ganz 3 Pf.

Wenn eine Bossiererfamilie von 4 erwachsenen Personen von Sonntag Vormittag an gerechnet bis zum nächsten Sonnabend Mittag, wo die Waren fertig sein müssen, um nach Sonneberg geliefert zu werden, jeden Tag 14—15 Stunden arbeitet, so darf auch nicht eine Stunde versäumt werden, wenn sie von diesem Artikel 50 Dutzend fertig bringen will, die einen Wert von 17,50 Mk. repräsentiren. Nun erwächst ihr aber eine in Abzug zu bringende Barauslage von mindestens 8 Mk., weil, wenn sie ein großes Quantum fertig bringen will, sie ihre Teilarbeiter — Drücker und Schnitzer — haben muß, die ihr die rohen Teile — Vogelkörper, Holzscheiben, Flügelspitzen und Schwanz — dazu liefern und Tuchschur, Oelfarbe, Leim, Pappe, Drath u. s. w. Dinge sind, die in den einschlägigen Ladengeschäften um gutes Geld gekauft werden müssen.

Der Nettoerlös an diesem Artikel stellt sich demnach für die ganze Familie auf 1,35 Mk. pro Tag, d. h. die Person hat nach 14—15stündiger Arbeitszeit ganze 34 Pf. verdient. Nun glaube man aber nicht etwa, daß dieses Beispiel eine künstlich gesuchte Ausnahme von der Regel sei. Das ist durchaus nicht der Fall. Man könnte Hunderte ähnlicher

1) Nach Mitteilungen des Hausindustriellen Mitlacher.

Artikel auf ihr Verdienstergebnis prüfen und würde zu ähnlichen Resultaten gelangen. Auch kann durchaus nicht der Einwurf gemacht werden, daß dieser Bossierer vielleicht ein Pfuscher sei — im Gegenteil — alles verrät den kundigen und geschickten Mann: Das Motiv der Atrappe, die wunderschön ausgeführte Schattierung des Vogels, die mit Oelfarbe auf Tuchschur ausgeführt gewiß keine leichte Arbeit ist, ferner die freistehenden Flügelspitzen des Vogels.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Artikel das Maximum seiner möglichen Vollkommenheit erreicht hätte — das wird verhindert durch den minimalen Preis. Würden z. B. die Flügel sowie Schwanz und Schnabel dem Körper des Vogels anmodelliert sein, sodaß dieser vollständig aus einem Stück bestände, so könnte der Artikel vielleicht 5 Pfg. mehr kosten. Eine stoffliche Vervollkommnung würde es auch bedeuten, wenn die Horizontalflächen anstatt mit weißer Farbe bemalt mit gestoßenem Alaun oder Gyps oder klargestoßenen Glassplittern bestreut würden. Dadurch würde Schnee und Eis noch natürlicher dargestellt werden. Das weiß unser Bossierer in Schalkau auch sehr gut. Aber er kann die Mehrausgabe, die für die 50 Dutzend etwa 25 Pfg. betragen würde, nicht riskieren. Das Streben nach Vervollkommnung des Produktes scheitert also an der Entwertung der menschlichen Arbeitskraft. Doch ich will nicht zu viel sagen — schließlich könnte es uns passieren, daß wir nach einiger Zeit denselben Artikel in der vervollkommneten Form und zu dem gleichen Preise wiedersähen.

Schließlich sei noch ein Beispiel aus der Christbaumschmuckindustrie angeführt. Ein Glasbläser in Steinheid erzählte mir, daß er am Ende der 80er Jahre von seinem Verleger einen Auftrag erhielt, silberne Christbaumkugeln von 6 cm Durchmesser für 60 Pf. pro Dutzend zu liefern. Er refüsierte damals die Ausführung, weil ihm der Preis zu niedrig erschien. Heute macht er dieselben Kugeln für 33 Pf. pro Dutzend ohne ein Wort des Protestes. Für kleinere Kugeln werden sogar nur 20 Pf. gezahlt und der Preis für kleine imitierte Trauben und Birnen, die man an den Christbaum hängt, ist sogar auf 12 Pf. pro Dutzend herabgesunken.

Die Herrn vom grünen Tisch werden vielleicht über die Ursachen der in diesen Beispielen zum Ausdruck kommenden Erscheinung geteilter Meinung sein. Einige werden nach analogen Beobachtungen in der modernen Großindustrie vermuten, daß die Anwendung Arbeit und Zeit sparender Maschinen schuld an der kolossalen Verwohlfeilerung des Spielzeugs sei. Allein dem muß entgegengehalten werden, daß die Spielwaren-

industrie des Meininger Oberlandes weder in ihren Fabriken, noch in ihren Hausindustrien Maschinen kennt. Die Formen des Drückers, die Hobel und Schnittmesser des Schnitzers, die Zange des Glasbläsers sind einfache Werkzeuge, die bis jetzt noch nicht in Konkurrenz mit der Maschine getreten sind. Nur in der Puppenkonfektion sind Näh- und Plissémaschinen häufig. Im übrigen kennt aber die Spielwarenindustrie des Meininger Oberlandes (im Gegensatz zu der des Erzgebirges) keine Maschinen. Diese können daher auch nicht eine Ursache der Entwertung ihrer Produkte sein.

Weiter könnte man einer Verbilligung der Rohstoffe einen Einfluß beimessen. Ein Teil derselben ist ohne Zweifel im Preise gesunken z. B. das Glas. Der Glasbläser bezog noch im Jahre 1888 das Kilogramm zu 80 Pf., 1898 aber bekam er dasselbe Quantum schon für 60 Pf. Das ist ein Rückgang um 25 %, während die Glaskugeln in unserem Beispiel um 45 % im Preise nachließen. Auch für Puppenkleider, Spitzen ꝛc. giebt man weniger aus. Die große Krisis, in der sich die Textilindustrie gegenwärtig befindet, hat die Preise mächtig heruntergedrückt — ein Vorteil, der weniger dem Heimarbeiter als dem Fabrikanten zu gute kommt, der bei der Puppenbekleidung den Stoff liefert. Diesen Ermäßigungen steht aber auf der anderen Seite eine Verteuerung gewisser Rohstoffe gegenüber. Das Holz z. B. ist, wie später noch näher gezeigt werden soll, bedeutend im Preise gestiegen. Es läßt sich daher aus dem Verhalten der Rohstoffpreise die Entwertung des Spielzeugs nicht durchschlagend erklären.

Nun kann man ja schließlich sagen: In den letzten 20 Jahren haben mächtige wirtschaftliche Kräfte, vor allem die Konkurrenz der Verleger untereinander, sowie die Nachfrage des Publikums nach billigem Spielzeug daran gearbeitet, die Preise auf ein so niedriges Niveau herabzudrücken. Es soll nicht verkannt werden, daß diese Momente mitgesprochen haben, wenn sie auch nur Kinder ein und derselben Mutter sind.

Der eigentliche tiefere Grund für die Thatsache, um die es sich handelt, liegt darin, daß die ganze Spielwarenerzeugung sich aufbaut auf dem breiten Untergrunde der Hausindustrie. Für den reinen Verleger bildet sie eine ungeheure Exploitationssphäre, aus der er sein Kapital immer neue Gewinne heraussaugen läßt, ohne daß sich dabei menschliche Rücksichten ins Mittel legten. Selbst die Fabrik kann sie nicht entbehren; sie braucht die Hausindustrie als Suppliment ihrer Produktion. Sie ist eifrig bestrebt, alle diejenigen Artikel der Thätigkeitsphäre der Hausindustrie einzuverleiben, deren Herstellung in der Fabrik mit größeren Kosten verbunden sein würde. Das Spielzeug, welches am gangbarsten und dem Wechsel der Mode am

wenigsten unterworfen ist, bleibt im Bereich der Fabrik. Dadurch wird diese in den Stand gesetzt, eine ziemlich stabile Produktion, die sogar teilweise auf Vorrat arbeitet, durchzuführen. Hingegen werden alle diejenigen Artikel, deren Herstellung wenig lohnend ist, die einer stark fluktuierenden Nachfrage unterliegen und die die Mode bald in diesen bald in jenen Formen verlangt, an die Hausindustrie abgestoßen. Das Modespielzeug ist ihr Hauptartikel. Es besteht auch z. B. in der Industrie gekleideter Puppen, einem Spezialzweig, der seit dem 70er Jahren sich immer mehr ausgebreitet und heute große Dimensionen angenommen hat, die Tendenz, möglichst viele Teile vom Produktionsprozeß loszureißen und der Hausindustrie zu überweisen. Hierbei kommen außer der großen Zahl der ständigen Heimarbeiter noch die Werkstätten- oder Fabrikarbeiter in Betracht, die Arbeit mit nach Hause nehmen. Der Zweck aber ist derselbe: Ersparung von Produktionskosten auf Seiten des Verlegers.

Diese Heimarbeiter leben samt und sonders an den Grenzbezirken menschlicher Bedürfnislosigkeit; sie machen sich untereinander im Haschen nach Aufträgen eine derartige Konkurrenz, daß eine höhere Lebenshaltung gar nicht aufkommen kann; wo aber diese wirklich entsteht, da wird sie von den Verlegern systematisch heruntergedrückt, indem nur die billigsten Arbeiter Aufträge bekommen. Das soll kein Vorwurf sein. Man kann einem solchen Verfahren bei einem auf der rechtlichen Institution des Privateigentums und der freien Konkurrenz beruhenden Zustand der Dinge eine gewisse Logik nicht absprechen. Aber es bleibt trotzdem bedauerlich.

So erscheint die hausindustrielle Betriebsform als die tiefere Ursache für die niedrigen Preise, die uns in den voraufgegangenen Beispielen so auffällig berührten und diese wieder sind nur ein Reflex der Thatsache, daß der Hausindustrielle heute mit einem bedeutend geringeren Nutzen arbeitet als früher, sodaß hier in der That das Schlagwort von der zunehmenden Verelendung für eine ganze soziale Klasse zutrifft. Der Hausindustrielle steht sich heute schlechter als früher. Wenn wir die Zustände von heute mit denen vergleichen, wie sie vor etwa 20 Jahren Sax schilderte, so kommen wir zu dem Resultat, daß wir heute in ganz anderen Farben auftragen müßten als Sax damals — wenn es uns nur darauf ankäme, eine Elendsschilderung zu entwerfen, was ja aber, wie im Vorwort betont, nicht der Fall ist.

Die Ergänzungskraft der Spielwarenhausindustrie, die zu einem großen Teil ein Hilfsgewerbe der fabrikmäßigen Großindustrie ist, liegt nun aber nicht lediglich in der Möglichkeit, die Spielwaren zu dem niedrigsten Preise herzustellen, sondern auch darin, wohlfeile Arbeitskräfte für die Fabriken zu

liefern. Die Hausindustrie ist also nicht blos das Ergänzungsgebiet in Bezug auf Waren, sondern auch auf Menschen. Grade das Meininger Oberland bildet einen vorzüglichen Rekrutierungsbezirk für die Versorgung der Fabriken mit billigen Arbeitskräften. Der Anprall der letzteren erteilt daher den Fabriklöhnen einen Anstoß nach unten hin. Die bedürfnislosen Bewohner des Waldes wirken, soweit sie nach den Fabriken abfließen, als Lohndrücker auf dem städtischen Arbeitsmarkt. Diese Erscheinung ist nicht blos akuter Natur, sondern sie besteht als chronischer Zustand fort, weil die Spielwarenhausindustrie, soweit sie nicht zum reinen Verlage gehört, einen permanenten Außenbetrieb der Fabrik darstellt. Im Laufe der Zeit aber hat sich dieses Moment in seiner wirtschaftlich-sozialen Tragweite abgeschwächt, weil Industrieen, vor allen eine Anzahl Porzellanfabriken, im Meininger Oberlande aufgekommen sind, die bedeutend höhere Löhne zahlen als die Spielwarenfabriken.

Wir haben also als die beiden Aufgaben der Hausindustrie die Lieferung billigen Spielzeugs und billiger Arbeitskräfte kennen gelernt und damit gleichzeitig bei der Berührung ihrer Organisation den Schlüssel für die Billigkeit ihrer Produkte erhalten — ein Zusammenhang, der später detailliert auseinandergesetzt werden soll.

Hier erübrigt es noch, auf eine mit den erwähnten Verhältnissen in engem Connex stehende Thatsache hinzuweisen, die alles, was die Hausindustrie schafft, charakterisiert: die geringe Qualität und die geschmacklose Ausführung ihrer Produkte. Die Fachmänner haben mir wiederholt bestätigt und jede Prüfung, die man an irgend einem Spielzeug vornimmt, bestätigt es aufs neue, daß das in der Hausindustrie hergestellte Spielzeug schlecht gearbeitet ist. Die Thränen der Kinder, denen bereits nach kurzem Spiel die Puppe zerbricht oder deren Lämmchen die Beine verliert, deuten auf den hohen Grad der Vergänglichkeit hin, der allem Spielzeug eigen ist, das aus der Hausindustrie stammt.

Außerdem aber ist das billige Spielzeug in seinem äußeren Gepräge bar allen Geschmacks. Man muß vielfach nachdenken, was das Tier, das der Hausindustrielle geschnitzt hat, eigentlich sei. Ein Pudel ist vielfach von einem Schaf gar nicht zu unterscheiden. Es sind anatomische Monstra. Die wachsüberzogenen Engel der Hausindustrie ähneln eher einer Karrikatur als einem überirrdischen Wesen. Biblische Gruppen, die in Kartons zusammengestellt als „heilige Familien" nach dem katholischen Westen Deutschlands verschickt werden, bilden mit ihren abscheulichen Gesichtern und ihren grellen stechenden Farben eine Attaque auf Alles, was man guten Geschmack nennt. Auch der Christbaumschmuck, der hausindustriell

hergestellt wird, und sind es auch nur ein paar einfache Glaskugeln, unterscheidet sich, was Farbe, Form, Reflexe und Ausführung anbelangt, auf den ersten Blick von dem aus der Fabrik hervorgegangenen.

Es soll jedoch nicht geleugnet werden, daß sich hin und wieder namentlich bei den Attrappen auch manche gute Idee in den Produkten des hausindustriellen Arbeiters verkörpert und dem Ganzen einen Hauch von Originalität erteilt. Wenn dies namentlich in Betrieben, die mit einigen Gehilfen arbeiten, vorkommt, so ist es doch immerhin Ausnahme und vermag unser Gesamturteil, daß die Hausindustrie im großen und ganzen Trägerin der Geschmacklosigkeit ist, nicht wesentlich zu modifizieren.

Die Produktion billiger, unsolider und geschmackloser Spielwaren hat heute noch den allergrößten Umfang. Nach einer privatstatistischen Ermittelung[1]) des Konsums Sonneberger Spielwaren in Deutschland und England aus dem Jahre 1883 ergab sich, daß von 100 Stück Spielsachen 70 auf ordinäre, 25 auf mittlere und 5 auf feine Sorten entfielen. Auch heute dürfte sich an diesem Verhältnis nicht viel geändert haben. Noch im Jahre 1890 bemerkt die Sonneberger Handels- und Gewerbekammer[2]): „Ganz besonders auffällig ist die Thatsache, daß der Verkauf von Spielwaren in Deutschland sich mehr und mehr auf billige Waren lenkt, welche sich in einer bestimmten Preislage bewegen, z. B. Artikel von 50 Pf. bis 1 Mk. bis 3 Mk. pro Stück im Detail". Der Grund für diesen großen Umfang, den das billige und gewöhnliche Spielzeug einnimmt, liegt darin, daß heute noch die Hauptmasse unseres Volkes mäßig oder wenig und gar nicht bemittelt und daher nicht genügend kaufkräftig für teuere und bessere Waren ist. Die Majorität unserer Bevölkerung, wie die der Hauptexportgebiete, legt daher den stärksten Accent auf die Nachfrage nach den billigsten Qualitäten geringwertiger Waren und leistet dadurch der Ausbreitung der Hausindustrie und der intensiveren Verelendung ihrer Arbeiter Vorschub. Eine Aufhebung des bisher bestehenden Mißverhältnisses inbezug auf die Produktion schlechten und guten Spielzeugs ist daher nur von einer stärkeren Hebung des allgemeinen Volkswohlstandes zu erwarten.

Es zeigt sich hier bereits deutlich, daß alle solche Einzelprobleme wie Hebung der Lage der Heimarbeiter ꝛc. mit großen allgemeinen volkswirtschaftlichen Problemen zusammenhängen, deren Lösung in hohem

---

1) Fleischmann, Die Sonneberger Spielwarenindustrie und ihr Handel 1883, Seite 34.

2) Bericht vom Jahre 1890, S. 43.

Grade die Voraussetzung für die erfolgreiche Behandlung aller Einzelfragen bildet.

4.

Die Familie des Heimarbeiters.

Man klagt unser dampfgesättigtes Zeitalter vielleicht nicht ganz mit Unrecht an, daß es die Familienbande lockere und die intimen Beziehungen zersetze, die angeblich noch dort bestehen, wo der Mann nicht in der Fabrik beschäftigt ist, sondern sich mit seinen Angehörigen zu gemeinsamer Arbeit am häuslichen Herde vereint. Als eine solche Stätte, in der sich das Familienglück noch nicht infolge der Trennung der Arbeit verflüchtigt hat, lebt in den Köpfen vieler Menschen die Hausindustrie. Dieser Wahn wurde mit einem Schlage zerstört, als es einige vorurteilsfreie Männer wagten, sich die Familien der Heimarbeiter einmal mit eignen Augen anzusehen. Seitdem haben sich die Anschauungen ziemlich geklärt.

Den ersten Anhalt in Bezug auf die natürliche Gliederung der Familie des Hausindustriellen giebt uns die Statistik. Von den 5367 Spielwarenhausindustriellen inkl. Angehörigen und Dienstboten sind nach der Statistik des Herzogtums Sachsen-Meiningen[1]) 2900 weiblich und 2467 männlich. Die Frauenhand tritt demnach etwas stärker hervor; dies ist besonders der Fall in der Puppenbekleidungsindustrie. Dieses Prävalieren der billigen weiblichen Arbeitskräfte ist — wenn es nicht in der Natur der Arbeit selbst begründet liegt — ein Symptom von allgemeiner sozialer Bedeutung.

Es ist ferner für die soziale Lage der Familie nicht gleichgültig, ob sie nur ihre Mitglieder oder auch noch fremde Arbeiter heranzieht.

Nach der Statistik[2]) giebt es in der Spielwarenhausindustrie des Herzogtums

782	Alleinbetriebe	mit 782	Personen
798	Gehilfenbetriebe	„ 2382	„

Es arbeitet also etwa die Hälfte aller häuslichen Betriebe ohne fremde Arbeitskräfte. Merkwürdiger Weise sind unter den Gehilfen als mitarbeitende Familienangehörige 72 männliche und 406 weibliche, im Ganzen

1) Statistik des Herzogtums Sachsen-Meiningen 1898.

2) Statistik d. D. Reiches, Bd. CXV. Neue Folge. Zu den angeführten Allein- und Gehilfenbetrieben kommen noch 312 Nebenbetriebe: die Summierung ergiebt dann die früher angeführte Zahl 1892.

nur 478 Personen registriert! Wichtig ist, daß die Kleinbetriebe immer mehr abzunehmen scheinen und in den größeren aufgehen. In Bezug hierauf bemerkt die Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg[1]): „Ein eigentümlicher Umwandlungsprozeß scheint sich, unmerklich zwar aber stetig unaufhaltsam in unsrer Hausindustrie zu vollziehen. Die kleinen hausindustriellen Betriebe, Familien mit 1—3 Gehilfen oder Lehrlingen, nehmen immer mehr ab. Es scheint dieser Umstand in der allgemeinen Geschäftslage begründet; entweder ist ein Artikel verkäuflich und dann reicht der Kleinbetrieb nicht hin, den Bedarf zu genügen, oder aber er ist unverkäuflich und macht jenen überflüssig. So drängt alles immer mehr und entschiedener zu größern Betrieben.“ Diese Centralisationstendenz läßt sich leider statistisch nicht erweisen. Sie kommt für uns hier aber auch weniger in Betracht.

Die sozial wichtigste und für das Familienleben folgenschwerste Thatsache ist vielmehr die, daß es in der Spielwarenhausindustrie sowohl im Allein- als auch im Gehilfenbetrieb kein Glied der Familie giebt, daß nicht auf irgend eine Weise an der Arbeit partizipierte, vom alten Mütterchen an bis herab zum kleinsten Kinde.

In der Hausindustrie spielt die Arbeit der alten Leute, wenn es ihrer auch nicht mehr viele geben mag, doch noch eine Rolle. Die Fabrik belegt hauptsächlich die jüngeren Altersklassen mit Beschlag; die Hausindustrie vermag noch aus den Alten Abgelebten das Minimum von Arbeitskraft herauszulocken, das ihrem welken Körper innewohnt. So kommt es, das alles, was alt und gebrechlich geworden ist, daheim sitzt und schnitzelt, leimt, malt, näht, bis eines Tages die Hand zum ewigen Feierabend in den Schoß sinkt.

Die beiden wichtigsten Arbeitskräfte aber sind im Allein- wie im Gehilfenbetrieb die Eltern. Sie sind in der Saison den ganzen Tag und einen Teil der Nacht von ihrem Gewerbe in Anspruch genommen. Die Besorgung der Wirtschaft geschieht nur nebenbei. Die Folgen sind höchst ungünstige. Man muß einmal in solchen Häusern auf dem Dorfe gewesen sein, um sich eine Vorstellung von der Lüderlichkeit und dem Schmutz machen zu können, der dort bei vielen an der Tagesordnung ist. Es wäre thöricht, aus diesen Thatsachen einen Vorwurf für die Hausfrau zu konstruieren. Die Arbeitsverhältnisse bedingen geradezu eine gewisse Verwahrlosung der Wirtschaft.

---

1) 1890, S. 47.

Aber nicht nur die erwachsenen, sondern auch die jungen und jüngsten Mitglieder der Familie werden frühzeitig in die Arbeit eingespannt. Die darin liegende maßlose Ausnützung des jungen Geschlechts ist geradezu eine charakteristische Eigentümlichkeit der Hausindustrie.

Die deutsche Reichsstatistik kann uns über die Zahl der hier arbeitenden Kinder keinen korrekten Aufschluß geben; sie erfaßt die Zahl der erwerbsthätigen Kinder ebenso wie die der hausindustriellen Bevölkerung im allgemeinen weit unter dem Minimum. Es sollen z. B. im ganzen deutschen Reich bei der Ausstattung von Puppen nur 33, bei den aus Papier und Pappe hergestellten Artikeln nur 232 Kinder unter 14 Jahren beschäftigt sein[1])! Welche gewaltigen Dimensionen die Kinderarbeit in der Spielwarenhausindustrie des Meininger Oberlandes angenommen hat, davon haben wir auf Grund der in letzter Zeit vorgenommenen, bis jetzt nicht veröffentlichten amtlichen Erhebungen ziffermäßige Belege. Ich habe dieselben in einer am Schluß beigefügten Tabelle zusammengestellt (siehe Tabelle I). Das Material verdanke ich der Güte des Herrn Kreisschulinspektors von Sonneberg.

In welch' erschreckendem Maße die Hausindustrie die jugendliche Arbeitskraft okkupiert, dafür seien hier nur einige Beispiele aus den Hauptsitzen derselben hierüber genommen.

Zu gewerblichen Arbeiten wurden herangezogen

	Prozent der Schulkinder
Rabenäußig	81,39
Schichtshöhn	80,34
Mengersgereuth	78,09
Rauenstein	73,21
Forschengereuth	72,11
Neufang	66,43
Effelder	65,62
Hämmern	63,80
Neuenbau	62,50
Rückerswind	54,28
Bachfeld	51,72
Jagdshof	51,13

In den übrigen Orten sinkt die Zahl der beschäftigten Schulkinder unter die Hälfte.

Von den 8118 in der Tabelle registrierten Schulkindern sind erwerbsthätig 2809 = 34,60%.

1) Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1897.

Diesen 2809 arbeitenden Kindern stehen nach der Winterzählung des Jahres 1895 3037[1]) arbeitslose Erwachsene gegenüber! Die kindliche Arbeitskraft wird begehrt und ausgebeutet, die des Erwachsenen läßt man inaktiv, weil sie teurer ist — auch einer der vielen Widersprüche des privatkapitalistischen Wirtschaftssystems!

Die Arbeit des Kindes wird ganz allgemein nicht als ein Faktor betrachtet, der die Produktionskosten erhöht. Es ist eine Gratisarbeit, die keinen Preis besitzt. Welche Werte sich aber in der Arbeit der Kinder verdichten, dafür nur ein Beispiel von vielen. In Sonneberg traf ich in einer Drückerfamilie einen Knaben, der Puppenarme in die Form drückte und nachher aushöhlte. Trotzdem das Kind wöchentlich 28 Stunden in der Schule sitzt, muß es doch mit den Eltern bis in die späte Nacht arbeiten, so daß es häufig bis 10 Uhr und länger dauert, ehe die kleinen Finger zur Ruhe kommen. Von diesen Aermchen werden in der Woche immerhin 100—200 Paar Dutzend à 5 Pf. gedrückt, so daß das Kind mit einem Bruttoerlös von 5—10 Mk. zu dem Verdienste seiner Eltern beisteuert.

Wenn draußen die Sonne lacht und die Vögel singen, wenn der Bergwald duftet und die Halde grünt, dann sitzt das Kind des Heimarbeiters entweder auf der Schulbank oder daheim am Arbeitstisch. Es darf nicht spielen, wie seine glücklichen Altersgenossen in der Stadt oder auf dem nächsten Landdorf, es muß unermüdlich den Eltern helfen, ihr Brot verdienen. Seine Jugend ist nicht das sorgenlose Paradies, wo der Tag verfließt in Spiel und Freude, sondern im Grunde nichts Anderes als ein einziger langer Arbeitstag, der nicht Lebensfreude, sondern Hunger und Müdigkeit auslöst.

Aber nicht nur am Tag wird das Kind physisch in Anspruch genommen, sondern in sehr vielen Fällen auch für einen Teil der Nacht. Diese Seite der Arbeit wird ebenfalls in unserer Tabelle beleuchtet. Die meisten Kinder arbeiten Nachts bis 10 oder 12 Uhr. Die längste Dauer der Arbeitszeit bis nach Mitternacht wetterleuchtet aus folgenden spezifisch hausindustriellen Orten:

	Längste Dauer der Arbeit bis:	Relative Zahl der Kinder, die an mehr als 3 aufeinanderfolg. Tagen solange arbeiten:
Neuenbau:	Die ganze Nacht durch	—
Schalkau:	6 Uhr Morgens	0,99 Proz.
Hämmern u. Heinersdorf:	3 „ „	—
Oberlind:	2 „ „	1,23 Proz.
Sonneberg:	2 „ „	—
Judenbach:	2 „ „	1,80 Proz.

1) Die Zahl gilt für das ganze Herzogtum.

Eisig starren uns diese Zahlen an. Sie erlauben einen Schluß auf das Defizit an Schlaf, den ein jugendlicher Organismus noch in höherem Maße zum Ersatz der verbrauchten Stoffe bedarf als ein anderer — soll er nicht allmählich entarten.

Aber nicht nur der Umfang, die Dauer und Art der Arbeit sind von Einfluß auf das Kind, sondern auch das Alter, in dem es mit derselben beginnt. Wenn man die englischen Parlamentsenqueten liest, die im Anfang dieses Jahrhunderts über die sozialen Zustände in der Textilindustrie berichten, so findet man darin auch die Angabe, daß bereits ein dreijähriges Fabrikskind beschäftigt wurde, ja in der Maschinenspitzenindustrie stieß man sogar auf die regelmäßige Beschäftigung eines zweijährigen Kindes. Diese Berichte klingen uns heute fast unglaublich; man hält es nicht für möglich, daß Kinder in so zartem Alter in irgend eine Beschäftigung eingereiht werden könnten. Von dieser Meinung bin ich jedoch gründlich kuriert seit dem Studium der Hausindustrie des Meininger Oberlandes. Auch dort finden Kinder, die knapp 3 Jahre alt sind, schon Verwendung in der Hausindustrie. Was seiner Zeit in England zum Staunen aller Welt aus den tiefen Abgründen menschlichen Elends ans Licht der Oeffentlichkeit trat, das fristet heute hart am Ende des 19. Jahrhunderts im Herzen Deutschlands noch ein geheimnisvolles Leben. Man weiß nichts davon, daß dort Kinder schon im Alter von $2^3/_4$ und 3 Jahren — die beiden von mir beobachteten Fälle — 1—2 Stunden täglich beschäftigt werden. Die Kleinen sitzen auf dem Boden gekauert und schneiden mit der Scheere die Fäden ab, die eine ganze Serie an der Maschine genähter Puppenhosen zusammenhalten. Man wird vielleicht geneigt sein, dies nicht als Arbeit gelten zu lassen. Da bitte ich zu bedenken, daß dieses Abschneiden den Gebrauch einer Scheere, eine gewisse Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch nimmt.

Ich gebe zu, daß die Beschäftigung in so frühem Lebensalter selten sein mag — einen breiteren Spielraum aber nimmt schon die Arbeit der noch nicht schulpflichtigen Kinder ein. Unvergeßlich wird mir ein kleiner 5jähriger Junge bleiben, der nach Art eines Orientalen die Beine übereinander geschlagen auf dem Boden saß und mit erstaunlicher Schnelligkeit Puppenhöschen umstülpte. Er stemmte zu diesem Zweck ein Holzstäbchen gegen den Bauch und mit einem Ruck hatten die flinken kleinen Finger die Umhüllung herumgedreht.

Diese beiden Arbeiten, Abschneiden zusammenhängender Puppenhöschen und Umwenden zusammengenähter Bälge sind es, die das Kind zuerst kennen lernt.

Die Folgen der ausgedehnten, vielfach ungesunden, bereits vor dem schulpflichtigen Alter beginnenden Kinderarbeit äußern sich zunächst in einer zerstörenden Einwirkung auf die ganze physische Konstitution. Junge Leute, die bereits 16 Jahre alt sind, erwecken den Eindruck von 10jährigen Kindern. Kein frisches blühendes Gesicht lacht uns aus den armen Hütten entgegen; die zu frühe und zu lange Arbeit hat der Jugend des Dorfes und des Sonneberger Grünthals das Blut aus den Wangen gesogen. Die Folge ist eine stetig zunehmende Degeneration dieser ganzen hausindustriellen Bevölkerung.

Die Arbeitszeit wirkt aber auch zerstörend auf das geistige Leben. Sie zeitigt ungesunde Früchte. Die Klage, daß das Kind körperlich abgespannt und geistig müde ist, wenn es zur Schule kommt, kehrt bei fast allen Lehrern in jenen Industriedörfern wieder. In Schalkau ist das Nachsitzen eine tägliche Erscheinung. Man darf sich darüber nicht wundern. Hat das Kind bis zur körperlichen Erschlaffung gearbeitet und wird dann geistig eine Reihe von Stunden in Anspruch genommen, dann versagt der geistige, wie vorher der physische Mechanismus. Der kurze Schlaf vermag nicht den Kraftverlust der geistigen Arbeit auszugleichen und so ergiebt sich als Resultat: ein kompletter Mißerfolg des Schulunterrichts!

Schon vor 20 Jahren schrieb Sax: „Die Lehrer mögen noch so tüchtig sein, bei den häuslichen Arbeiten der Kinder, die von frühster Jugend an vor und nach der Schulzeit arbeiten und verdienen müssen, ist es unmöglich, denselben viel mehr als das notwendigste Lesen und Schreiben beibringen zu können".

Die Arbeit der Kinder verhindert also die Erreichung des Lehrziels der Schule. Das würde nun zwar an und für sich noch kein Fehler sein, denn ich bin der Meinung, daß das Lehrziel der Volksschule bei uns überhaupt falsch ist, denn es läuft auf einen ganz unzweckmäßigen Kultus der Orthographie und die systematische Vernachlässigung aller der Lehrgegenstände hinaus, die die Kinder der Besitzlosen einmal befähigen könnten, in besser situierte soziale Schichten aufzusteigen.

Aber die Folgen der Arbeit für die Jugend reichen noch viel weiter. Treffend sagt Jakoby[1]: „Frühe Kinderarbeit schädigt die Schulbildung und Erziehung; Kinderarbeit bedeutet Unwissenheit, Unwissenheit bedeutet

---

1) Auf dem 7. internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie 1891, Sekt. IV, angeführt von Agahd in Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 1898, S. 411.

Hilfslosigkeit und Aermlichkeit, Aermlichkeit bedeutet oder kann bedeuten und bedeutet thatsächlich hunderttausendmal Unterstützungsbedürftigkeit und Arbeitshaus, Verbrechen und Gefängnis. Darum schützt sich die menschliche Gesellschaft und sichert sich der Staat, wenn sie sich gegen vorzeitige Kinderarbeit wenden" — ich sage: gegen Kinderarbeit überhaupt!

Trotzdem hat es nicht an Verteidigern der bestehenden Zustände gefehlt. Als z. B. im Anfang der 90er Jahre der dermalige Landrat des Kreises Sonneberg, Baumbach kandidierte und in Berlin auf die Zustände, die die Kinderarbeit seines Bezirks zeitigte, aufmerksam gemacht wurde, entgegnete er: Die Kinder der Hohenzollern arbeiten auch, sie erlernen ein Handwerk, warum sollen die Kinder der Hausindustrie nicht arbeiten? —

Es ist daher anzustreben ein Verbot der Kinderarbeit in der Hausindustrie überhaupt. Man könnte diese Spezialforderung in den allgemeinen Rahmen des Beschlusses einkleiden, den der Arbeiterschutzkongreß in Zürich 1897 annahm: Kindern im Alter von unter 15 Jahren ist jede Lohnerwerbsthätigkeit zu verbieten. Bis zum vollendeten 15. Lebensjahr sind sämtliche Kinder verpflichtet, die Volksschule zu besuchen.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber ist in Deutschland wenig und keine Aussicht, daß eine derartige radikale Forderung zum Gesetz erhoben würde. Man scheut sich, einen Eingriff in die Familie zu machen, die gerade so untastbar erscheint wie das Privateigentum. Man ruft das höhere Recht des Vaters auf seine Kinder dem Staat gegenüber als Zeugen an. Dieser selbe Vater aber schreckt nicht zurück, die Integrität seiner Kinder zu verletzen, wenn es sich um Heranziehung derselben zur Arbeit handelt. Man hält sogar die mäßige Kinderarbeit für gesundheitsförderlich oder doch wenigstens nicht für gesundheitsschädlich. Und wenn alle diese Gründe nicht verfangen, dann sagt man, solche Bestimmungen würden nur dazu da sein, um umgangen zu werden. So lange die Anschauung weiter Kreise von derartigen Gedanken getrübt ist, ist auf eine gesetzliche Regelung der Kinderarbeit im allgemeinen im Sinne des Züricher Beschlusses und der Kinderarbeit in der Hausindustrie im besondern nicht zu rechnen.

Ein Minimum an Forderungen aber für die Hausindustrie unseres Gewerbes läßt sich von der Gesetzgebung vielleicht jetzt schon erreichen. Dieses Minimum besteht

1. in einem Verbot der Kinderarbeit in der Hausindustrie nach 6 Uhr Abends bis zum Beginn des Unterrichts am nächsten Tage.

2. in einem Verbot der Beschäftigung von Kindern unter 12 Jahren[1]).

Um die Eltern teilweise für die verloren gegangene Arbeitskraft ihrer Kinder zu entschädigen, könnte man diesen die Lehrmittel umsonst geben. Es zeigt sich hier bereits, wie solche Einzelreformen auf andere Gebiete übergreifen müssen, wenn sie der Härten entbunden werden sollen, die sie für die Beteiligten haben. Dann erst können sie dem Einzelnen zum Heil und der Gesamtheit zum Segen gedeihen!

5.

Die Ausbildung des Arbeiters.

Es ist für die soziale und ökonomische Lage einer Hausindustrie von großer Bedeutung, ob sie sich auf einem fachlich geschulten, vorgebildeten Arbeiterstamm, eine Art Arbeiteraristokratie, stützt oder nicht. Wie steht es damit in der Spielwarenindustrie? Daß es in derselben Arbeitskräfte giebt, die eine systematische Vorbildung genossen haben, darüber belehrt uns bereits die Existenz einer Anzahl von Fachschulen. Es fragt sich nur, ob die hieraus hervorgegangenen Kräfte der Hausindustrie zu Gute kommen. Da haben wir in erster Linie die in Fachschulen ausgebildeten Modelleure. Die Arbeit des Modellierens ist eine der schwierigsten, sie setzt am meisten Talent und Erfindungsgabe voraus. Von der Schönheit des Modells hängt meist die Zukunft eines Artikels ab. Daher ist es erklärlich, daß hier die schulmäßige Unterweisung einsetzt. Im Kreise Sonneberg giebt es 3 Fachschulen. An der Spitze steht die Industrieschule in Sonneberg, geleitet von einem ehemaligen Modelleur, Direktor Möller. Die Frequenz belief sich im Winterhalbjahr 1896/97 auf 46 Schüler (davon 7 Hospitanten). Die Schule für Zeichnen, Modellieren nnd Holzschnitzen in Schalkau wurde von 26 Schülern (davon 10 Hospitanten) besucht. In der dritten Stadt des Kreises, Lauscha, befindet sich ebenfalls eine Zeichen- und Modellierschule, deren Schülerzahl 27 betrug. Neuerdings ist noch eine Fachschule in Limbach errichtet, die von 11 Schülern besucht wurde[2]). Außerdem giebt es im Herzogtum noch eine ganze Reihe hierher gehöriger Fachschulen nämlich in Hildburghausen, Eisfeld, Oberneubrun, Schwarzbrun, Lichte-Wallendorf.

---

1) Vergl. damit die Leitsätze Agahds: Die Erwerbthätigkeit schulpflichtiger Kinder. Sammlung pädag. Vorträge, Heft 9 und 10, S. 28.

2) Bericht der Handels- u. Gewerbekammer in Sonneberg 1897, S. 19.

Dieses im Verhältnis zu anderen deutschen Staaten z. B. Preußen hochentwickelte Fachschulwesen hat viel zur Eroberung der Monopolstellung beigetragen, die die thüringische Spielwarenindustrie heute auf dem Weltmarkt einnimmt. Man kann aber nicht behaupten, daß es im Stande gewesen wäre, die Lage der Hausindustrie in irgend einer Weise zu verbessern. Schüler haben sich zwar gefunden, aber nur ein kleiner Teil gehört der Hausindustrie an und fließt in sie zurück. Von den 22 im Laufe des Schuljahres 1897 aus der Industrieschule in Sonneberg ausgetretenen Schülern fanden 10 in industriellen und gewerblichen Betrieben Sonnebergs und der nächsten Umgebung Beschäftigung, wieviel in der Hausindustrie wird nicht gesagt, 8 nahmen Stellung als Modelleure in thüringischen und schlesischen Porzellan-, Majolika- und Thonfabriken, 2 als Zeichner in auswärtigen Möbel- bez. Dekorationsgeschäften. Ein Schüler ging nach Dresden zu Kunstgewerbeschule, um dort weiteren Studien obzuliegen. Noch deutlicher spricht sich der Schulbericht 1897/98 aus. Von den 25 abgegangenen Schülern verblieben nur 5 in Sonneberg, es waren meistens Söhne von Bossierern, die in den elterlichen Geschäften thätig sind, 2 gingen nach andern Schulen über, 13 fanden Stellung in auswärtigen industriellen Betrieben als Zeichner und Modelleure, 3 traten in Dekorationsmalerei- und Stukaturgeschäfte ein, 1 Schüler mußte wegen andauernden Krankseins seine Studien aufgeben und einer verstarb.

Die Fachschulen kommen daher nur in geringem Maße für die Hebung des technischen und künstlerischen Niveaus der Hausindustrie in Betracht. Der kleine Heimarbeiter ist zu arm als das er im Stande wäre, den Preis für eine berufsmäßige Ausbildung — das Schulgeld allein beträgt 48 Mk. pro Jahr — zu erschwingen. Es bleibt daher nur noch ein Mittel zur Erwerbung praktischer Kenntnisse übrig, die Lehre bei einem Meister.

Diese Art der Ausbildung kommt aber in der gesamten Puppenhausindustrie kaum noch vor; in den übrigen hausindustriellen Spielwarenbetrieben ist sie eine seltene Erscheinung. Nur in der Atrappen- und Christbaumschmuckherstellung trifft man sie noch des öfteren an.

Warum aber steht der Lehrling in der ersten Kategorie auf dem Aussterbeetat und warum hat er sich in den übrigen Kategorien der Spielwarenhausindustrie noch mehr oder weniger erhalten?

Den Schlüssel zu dieser interessanten Erscheinung bietet die Produktionsentwickekung. Die einzelnen Gruppen des Spielzeugs partizipieren nicht alle in demselben Maße am Welthandel. Man kann annehmen, daß über die Hälfte der Gesamtproduktion auf Puppen, $1/3$ etwa auf

eigentliche Spielwaren, der Rest auf Attrappen und Christbaumschmuck entfällt[1]).

Je mehr eine Industrie dazu übergeht, Waren für den Weltmarkt herzustellen, desto mehr muß sie darauf bedacht sein, ihren Massenprodukten den Stempel der Gleichförmigkeit aufzudrücken. Dieses Streben zwängt die ganze Ergeugung in eine gewisse Schablone ein und diese wird zum Leitmotiv der Arbeit. Die Produktion selbst löst sich auf in eine Reihe von Teilprozessen, deren Ausführung keine Schwierigkeiten bietet, so daß der gelernte durch den ungelernten Arbeiter ersetzt werden kann. Diesen Entwickelungsgang hat die Puppenindustrie durchgemacht. Seit Einführung der Papiermaché und der Gußformen hat sich die Produktion dissoziiert, und die Herstellung der einzelnen Teile ist in die Hände ungelernter Arbeiter übergegangen. Ein Bild hiervon erhalten wir am besten, wenn wir im Geiste in die Werkstätte eines größeren Hausindustriellen in Sonneberg eintreten und den Leuten einige Augenblicke bei ihrer Arbeit zusehen.

Soeben ist ein Mann aus dem Oberland mit einem großen Korbe eingetreten, aus dem eine Anzahl hölzerner Puppenarme, -beine und -bälge neugierig hervorgucken. Er erzählt uns, daß drei verschiedene Personengattungen bei der Herstellung dieser Teile beteiligt waren. Inzwischen sind unsere Blicke auf ein Mädchen gefallen, die damit beschäftigt ist, diese rohen Gliedmassen in ein zartes Rosenrot zu tauchen oder wie man es vielfach sieht, damit zu bepinseln, um Farbe zu sparen. Dann kommen alle die vielen Arme, Beine, Bälge auf ein Brett und werden in der Nähe des Ofens oder draußen in der Sonne zum Trocknen untergebracht. Eine andere Arbeiterin sitzt über den Kopf einer Puppe gebückt, um derselben eine Frisur aus Mohair (Haar der Angoraziege) oder der gewöhnlichen Wolle unsrer Haidschnuken zu geben. Die kleine hantiert mit Kleister, Brenneisen und Kamm. Aber auch diese Thätigkeit wird vielfach noch weiter zerlegt, wie es in den Puppenfrisiergeschäften die Regel ist: Ein Mädchen bestreicht den Scheitel mit Leim und klebt die Haare darauf, eine zweite brennt dieselben und eine dritte löst die Brennlöckchen auf und kämmt das Haar durch.

Außer den Mädchen sitzen am Arbeitstisch noch eine Anzahl männlicher meist jugendlicher Arbeiter. Der eine von ihnen befestigt gerade die einzelnen Teile des Körpers der Puppe durch Draht; ein zweiter hat

---

1) Dr. R. Anschütz, Rückblick auf die 30jährige Thätigkeit der Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg, 1896.

einen großen Klebetopf vor sich und picht zusammen, was nicht durch Draht oder Gummischnur beweglich verbunden wurde; ein dritter setzt dem Porzellankopf, der aus der Fabrik kommt, Augen ein, ein vierter befestigt den Kopf am Rumpf u. s. w. bis schließlich der soweit fertige Täufling mit einem Hemdchen überzogen wird, das aus den Händen einer Näherin hervorgegangen ist.

Wir sehen, eine große Anzahl Personen, die gar nicht einmal alle in der Werkstätte Platz finden, sind an der Produktion beteiligt; sie arbeiten einander in die Hände, der Eine ist vom Anderen abhängig. Wir haben es also mit einer im hohen Grade arbeitsteiligen Industrie zu thun. Man zählt heute in der Puppenbrauche gegen 70 Arten von Teilarbeitern [1]).

Die große Masse der in dieser Hausindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen haben keine technischen Vorkenntnisse: sie treten als Teilarbeiter in den Betrieb ein und erhalten vom ersten Tage ab Lohn. Dieser Lohn der jugendlichen Arbeiter ist sehr niedrig; er beträgt etwa 4—4,50 Mk. für männliche und 3,50—4 Mk. für weibliche pro Woche.

Im anderen Falle aber hat der jugendliche Arbeiter bereits in seinen Kinderjahren Bekanntschaft mit der Technik gemacht. Er ist gleichsam mit der Produktion verwachsen, die sich alltäglich in derselben Form vor seinen Augen abspielte. Seine ganze erste Jugendzeit hat er im wesentlichen weiter nichts gesehen, als den monotonen Gang der Arbeit des Vaters und der Mutter. Aus der Schule entlassen kennt er alle technischen Einzelheiten und bedarf daher keiner Lehrzeit.

In der eben entwickelten Gedankenreihe sind für das Verständnis

---

1) Die Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg 1895, S. 22/23, führt folgende Arten von Teilarbeitern an:

Steine und Erden: Augenausschneider, Augeneinsetzer, Bewegungsmacher, Dreher, Färber, Farbreiber, Farbmeister, Einlegemädchen, Former, Gießer, Glasaugenmacher, Klappenmacher, Stanzer.

Papier: Anstreicher, Anstreicherin, Aufleger, Balgmacher, Bossierer, Drexler, Former, Papiermachéarbeiter, Schnitzer, Stanzer.

Leder: Balgmacher, Drücker, Felltierarbeiter, Former, Lederteilarbeiter. Nähmädchen, Pelztierarbeiter, Schnitzer, Stimmmacher.

Holz- u. Schnitzstoffe: Bossierer, Drexler, Dreher, Kastenmacher, Maler, Schnitzer.

Bekleidung und Reinigung von Puppen: Anstreicher, Aufleger, Augeneinsetzer, Augenausschneider, Augenmacher, Balgmacher, Bewegungsmacher, Direktrice, Doggenmacher, Drexler, Dreher, Drücker, Fertigmacherin, Färber, Former, Friseurin, Frisiermädchen, Gelenkarbeiter, Gießer, Kappenmacher, Modellarbeiter, Nähmädchen, Papiermachéarbeiter, Puppenschuhmacher, Putzmacherin, Schnitzer, Stanzer, Stopfer, Täuflingsmacher, Wachsgießer, Wachsgußarbeiter.

der Erscheinung, daß wir in der Puppenhausindustrie nur ungelernte Arbeiter antreffen, folgende Glieder festzuhalten: ein großer uniforme Waren erheischender Absatzmarkt, aus diesem Grunde eine hochentwickelte Arbeitsteilung, die das Spielzeug auflöst in einzelne mechanisch leicht herzustellende Bestandteile, deren Produktion in den Händen ungelernter Arbeiter ruht.

Das übrige Spielzeug, von Atrappen und Christbaumschmuck zunächst abgesehen, hat einen engeren Markt, eine weniger ins Detail verlaufende Arbeitsteilung und erfordert daher vielfach noch gelernte Arbeitskräfte. So trifft man z. B. noch Lehrlinge an bei den Felltiermachern. Es sind Heimarbeiter, die allerhand Tiere wie Katzen, Hunde, Löwen, Kühe u. s. w. herstellen und mit einem natürlichen Fell überziehen. In dem Innern dieser Tiere ist meistens ein Stimmapparat oder ein Bewegungsmechanismus oder beides zusammen angebracht. Das Spielzeug kann aber noch komplizierter sein. So werden z. B. kleine Kühe hergestellt, die nicht nur Muuuh schreien, sondern auch Milch geben. Teilweise geht die Produktion auch über den Rahmen und Begriff des Spielzeugs hinaus. Dies ist der Fall bei der Herstellung lebensgroßer Tiere für Blindenanstalten, Schaufenster u. s. w. Hier haben wir es mit Arbeiten zu thun, die nicht immer leicht und einfach sind und bei denen sich häufig Geschick und Geschmack vereinigen müssen. Hier lebt die alte Arbeitsverfassung noch fort: Der Lehrling wird Geselle, der Geselle Meister. Der Lehrling, der nach altväterlicher Sitte Kost und Logis beim Meister erhält und vielleicht auch noch einen Spargroschen am Sonntag, hat 4 Jahre zu lernen. „Selbst dann können sie eine Kuh noch nicht richtig überziehen," sagte mir ein Bossierer, um die Schwierigkeit der Arbeit anzudeuten. Ein anderer erzählte mit Stolz, daß bereits 4 seiner Gesellen jetzt in Sonneberg Meister seien.

Auf diesem Gebiet hat sich auch der Kleinbetrieb, der im allgemeinen auch in der Hausindustrie im Schwinden begriffen ist, erhalten, ja sogar vermehrt. Pelz- und Felltiere wurden z. B. vor 20 Jahren nur von wenigen Bossierern in Sonneberg gemacht, jetzt zählen solche nach Dutzenden nicht nur in Sonneberg, sondern auch in Ortschaften wie Judenbach, Schalkau u. a. Diese Pelztiere sind so vielfältig und die Modelle so verschieden, daß ein großer Spielraum für Alle gelassen ist. —

Es giebt aber auch Spielzeughausindustrien, wo die Herstellung weder besonders schwierig noch von hohen Geschmacksidealen getragen ist und in denen doch der Lehrling vorkommt. Im ganzen Sonneberger Kreis z. B. sind nur 3 Werkstätten, die sich mit der Anfertigung von Weihnachts-

köpfen befassen. Die Formen werden sämtlich vom Drücker geliefert und der Lehrling hat nur die Aufgabe, diese ganz mechanisch hergestellten Formen geschmackvoll bemalen zu lernen. Dazu muß er eine 3jährige Lehrzeit durchmachen, in der er außer Kost und Logies nichts erhält. Das erscheint auf den ersten Blick merkwürdig. Bringt man aber die lange Lehrzeit in Zusammenhang mit der geringen Zahl der Betriebe, so liegt der Gedanke nahe, daß man mit diesem hohen Opfer an Zeit für das Erlernen einer relativ einfachen Arbeit den Eintritt in das Gewerbe mit einem Schutzzoll belegen und dadurch die Konkurrenz fernhalten will. Das ist auch in der That bisher geglückt. Die Produzenten dieser Artikel machen, soweit sie Arbeitgeber sind, glänzende Geschäfte.

Anders liegen nun die Verhältnisse in der Atrappen- und Christbaumschmuckindustrie. Ihre Artikel sind lange nicht in dem Maße Gegenstand des internationalen Handels, als das bei dem übrigen Spielzeug, vornämlich den Puppen, der Fall ist. Auch die Arbeit hat sich noch weniger geteilt, man denke nur z. B. an die Herstellung einer Christbaumkugel, die so einfach ist, daß die ganze Arbeit nur in das Blasen der Kugel, Eintauchen in Silberlösung und Aufsetzen des Hütchens zerfallen kann. Bei den Atrappen spricht noch ein anderes Moment mit. Das Arbeitsprodukt trägt hier einen individuellen Charakter. Es kommt in erster Linie auf die Erfindung und Ausführung neuer origineller Ideen an. Dadurch wird die ganze Produktion auf ein künstlerisches Niveau gehoben. Dies sind die Besonderheiten, die zusammenwirken, um einer Mechanisierung bei der Herstellung Grenzen zu setzen. Hieraus erklärt es sich, daß in beiden Gruppen der Lehrling häufiger anzutreffen ist, als irgend wo anders in der Spielwarenhausindustrie. Er ist in der Regel an einen 2- oder 3jährigen Kontrakt gebunden. Er wohnt, wie es die alte Sitte will, im Hause des Meisters und erhält dort die Kost. Ein Lehrgeld wird nicht gezahlt. Aus dieser Thatsache geht bereits hervor, daß der Meister sich nicht für *verpflichtet* hält, aus dem Lehrling einen tüchtigen und durchgebildeten Fachmann zu machen, sondern daß es ihm bloß auf die billige Arbeitskraft ankommt, die der Lehrling repräsentiert. Erst im letzten halben Jahr erhalten geschickte junge Leute 4—5 Mk. pro Woche, oder der Meister gibt ihnen sonst am Sonntag einmal 1 Mk.

Doch auch da, wo die Institution des Lehrlingswesens noch existiert, macht sich von Seiten der Meister eine Reaktion dagegen bemerkbar. Meister aus Sonneberg und Neustadt klagen, daß die Lehrlinge nichts mehr einbringen! Schuld daran sei, so glauben sie — der Fortbildungs-

unterricht[1]). Die wenigen Stunden, die der Mann zur Erweiterung seines Gesichtskreises wöchentlich in der Fortbildungsschule verbringt, sind den meisten Lehrherrn ein Dorn im Auge. Es sind Fälle vorgekommen, wo die von ihren Meistern am Schulbesuch gehinderten Lehrlinge von der Polizei geholt wurden.

Es ist infolge dessen nicht unwahrscheinlich, daß der gelernte Arbeiter immer mehr und mehr auch dort verschwindet, wo er jetzt noch vorherrscht. Bereits heute aber ist der ungelernte Arbeiter typisch für die Spielwarenproduktion im Allgemeinen. Die Gründe hierfür glauben wir im Vorhergehenden klar gelegt zu haben. Die sozialen Folgen sollen im nächsten Kapitel dargestellt werden.

6.

Die Ueberproduktion an Arbeitskräften.

Die großen ökonomischen Erschütterungen, die wir Krisen nennen, beruhen größtenteils auf einer Ueberproduktion, die eintritt, wenn die „Erzeugung der Güter dem Verbrauch vorausgallopiert". Mit einer Ueberproduktion in diesem Sinne haben wir es in der Spielwarenindustrie nirgends zu thun. Denn diese arbeitet, was noch näher gezeigt werden soll, auf Bestellung und nur in ganz minimalem Maße, nämlich in den größten Fabriken, auf Vorrat. Trotzdem aber existiert auch hier eine Ueberproduktion, nur nicht an Waren, sondern an Menschen. Diese Ueberproduktion bedingt eine ständige Krisis auf dem Arbeitsmarkt. Der Grund hierfür liegt in der bereits erörterten Thatsache, daß sich die Produktion nicht stützt auf einen fachlich geschulten Arbeiterstamm, sondern auf eine große Masse billiger ungelernter Arbeitskräfte. Aus dem großen Strome der letzteren schöpfen Fabrik wie Hausindustrie. Die Quelle bildet der starke Nachwuchs in der letzteren. Aus dem kolossalen Fond von Deszendenten wuchern Arbeitselemente die Hülle und Fülle. Die hausindustriellen Familien auf dem Walde sind außerordentlich kinderreich. Sie freuen sich einerseits darüber, weil sie in den Kindern Gehilfen ihrer Arbeit sehen, die ihnen nur den Unterhalt kosten, andererseits aber denken sie vergeblich darüber nach, wie sich wohl die Last der Kinder vermindern lasse, die sie selbst später als Lohndrücker ihrer eignen Arbeit auf den Markt loslassen.

1) Die Klagen der Meister über den Fortbildungsunterricht sind alt. Vergl. Sax a. a. O., S. 57.

Diesen Druck fühlt man instinktiv voraus, weiß aber nichts dagegen zu thun. Ein Vater in Neuenbau seufzte über seinen Kindersegen: „Wir möchten wohl bloß zwei Kinder, aber wir wissen nicht, wie wir es anfangen sollen".

Die Statistik zeigt einerseits in den Zuwachsraten der lebendgeborenen ehelichen Kinder die starke Vermehrung der Bevölkerung, anderseits aber in dem stärkeren Wachstum der unehelich Geborenen den aus dieser Bevölkerungszunahme resultierenden schärferen ökonomischen Druck.

Die Zahl der lebendgeborenen ehelichen Kinder betrug[1])

1880: 13 179
1896: 15 738

das ist ein Zuwachs um 19%.

Die Zahl der lebend geborenen unehelichen Kinder hingegen belief sich:

1880: 694
1896: 1033

der Zuwachs beträgt hier 48%.

Auf 100 ehelich geborene kamen 1880 5,2, 1896 bereits 6,5 unehelich geborene[2]). Die Zahl der unehelich geborenen steigt also in einem relativ stärkeren Verhältnis als die der ehelich geborenen. Das läßt auf eine Erschwerung der wirtschaftlichen Lage und auf eine Abnahme der Heiratsziffer schließen.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, stellen die Industriedörfer des Meininger Oberlandes das Hauptkontingent zu dieser Vermehrung. Zwar fließt ein Teil nach den Städten ab, angelockt durch die höheren Löhne in den Fabriken, trotzdem bleibt immer noch ein lokaler Bevölkerungsüberschuß auf den Dörfern zurück, der wenig mobil ist, trotzdem die wirtschaftliche Lage immer schwieriger wird. Diese fast stagnierende Masse sickert nur wenig nach fremden Städten durch, weil die Dörfer auf dem Gebirge zu weltentlegen sind, oder nur schwer passierbare Straßen die Orte

1) Zusammengestellt aus der Statistik des Herzogt. Sachs.-Meiningen. Bd. II und VI.

2) Für Sonneberg ist der Prozentsatz der unehelich geborenen besonders hoch. Siehe Statistik des Herzogt. Sachs.-Meining. Bd. VII, S. 239. Außerdem ist bemerkenswert, daß im Kreise Sonneberg die Geburtenziffer am höchsten ist. Sie beträgt daselbst 42,36, dagegen im Kreise Meiningen 33,22, Hildburghausen 32,91, Saalfeld 34,53, im ganzen Herzogtum 35,52. Statistik des Herzogt. Sachs.-Meining. Bd. VII, Nr. 7, S. 238.

miteinander verbinden, oder weil dem Dörfler die Kraft abgeht, sich von den alten Verhältnissen loszureißen.

Ein Zuwachs aus der noch vorhandenen bäuerlichen Bevölkerung kommt wenig in Betracht. Das Gut wird in der Regel unter die Söhne verteilt. Sie behalten es aber nicht, sondern verkaufen das Land und gehen selbst ins Handwerk oder in die Fabrik. Es kommt auch vor, daß dieser oder jener seine Zuflucht in der Hausindustrie sucht.

Die Wirkung der Ueberproduktion an Arbeitskräften wird noch verstärkt durch eine ganze Armee von Nebenerwerbsthätigen aus anderen Berufen.

Am nächsten liegt bei solcher ländlicher Hausindustrie die Konkurrenz landwirtschaftlicher Elemente. Eine solche habe ich im Meininger Oberlande nicht beobachtet. Dagegen bemerkt Rosenow in einem Artikel[1]) über die Holzspielwarenhausindustrie im obern Erzgebirge, daß auch die Gebirgsbauernfamilien den Hausindustriellen Konkurrenz machen. Wenn der Winter die Felder verschneit, sitzen die Bauernfamilien bei ihrer Oellampe und schnitzen für ihre Verleger.

Aus der Umgegend von Waltershausen erzählt Trinius[2]): „Aber auch Hirten in stiller Waldabgeschlossenheit bin ich schon begegnet, deren Herden gemächlich auf einer Halde oder an einer Bergwand sich dem Genusse des Wiederkäuens hingaben, während der Alte in zerschlissenem Mantel und verwittertem blumengeschmücktem Hut niedliche Puppenärmchen und -beinchen schnitzelte“.

Es ist vornehmlich das Gebiet der Bekleidung und Ausstattung von Puppen, daß den Charakter eines Tummelplatzes hausindustrieller Nebenerwerbsthätigkeit erhalten hat. Die nach Mustern in der Fabrik zurechtgeschnittenen Kleidchen der Puppen werden ins Haus an alle diejenigen gegeben, die sich melden. Da kommen nicht nur Arbeiterinnen und Handwerkerfrauen, die die reinliche Beschäftigung des Nähens einer andern Arbeit vorziehen, sondern auch die Frauen kleiner, mittlerer und höherer Beamten, gut situierte Bürgerstöchter, bei denen allen der durch das Nähen erzielte Verdienst für ihre Existenz nicht ausschlaggebend ist. Diese illoyale Konkurrenz findet man bis in die höheren Gesellschaftsschichten hinein. In Koburg nähen z. B. Frauen höherer Offiziere Puppenkleidchen. Das soziale Gewissen des Besitzenden ist bei uns noch so wenig entwickelt, daß man es

---

1) Neue Zeit, 1898/99, S. 555.

2) Unter Tannen und Farren, 1890 S. 29.

weder für unmoralisch noch für unanständig hält, wenn die sozial höher Gestellten durch ihre Konkurrenz die Lage jener armen Näherinnen verschlimmern, die mitunter kaum soviel haben, um sich satt essen zu können, während ihre wohlhabenderen Schwestern durch den kleinen Verdienst in den Stand gesetzt sind, sich ein Taschengeld zu sparen oder etwas mehr für ihren Komfort auszugeben.

In letzter Instanz beruht diese Konkurrenz darauf, daß den Frauen die meisten Berufe heute noch verschlossen sind. Die Beseitigung der hier vorhandenen Uebelstände hängt daher aufs engste mit der Lösung der Frauenfrage zusammen. Eine Besserung der infolge der Konkurrenz der Besitzenden — soweit diese Frauen sind — hervorgerufenen Schäden liegt daher eingekapselt in dem Problem der Frauenfrage im allgemeinen.

Diesen Zusammenhang hebt auch Sombart[1]) hervor: „Der Grund, weshalb weite Kreise der weiblichen Bevölkerung eigene Beschäftigung suchen müssen, liegt in der Thatsache, daß die Versorgung im Hause nicht mehr genügt. Der Grund, weshalb diese Beschäftigung — auch für die Frauen der bessern Stände — nur in einer kleinen Anzahl von traditionell weiblichen Gewerben, vor allen Näherei, Häckelei und Stickerei, gefunden wird, liegt in der zur Zeit noch beliebten Einschränkung der weiblichen Arbeitsthätigkeit überhaupt, bezw. in dem Standesbewußtsein der Arbeiterinnen, das auch der Grund sein dürfte, weshalb für diese Beschäftigung der fabriksmäßige Betrieb meist ausgeschlossen ist."

Fassen wir kurz zusammen: Die Substitution des gelernten durch den ungelernten Arbeiter, sowie die starke Vermehrung der industriellen Bevölkerung, haben zu einer sozial verhängnisvollen Ueberproduktion an Arbeitskräften geführt, die noch verstärkt wird durch die Konkurrenz der Nebenerwerbsthätigen anderer Berufe.

Die Folgen der hierdurch hervorgerufenen Krisis auf dem Arbeitsmarkt sollen später behandelt werden, vorerst wollen wir sehen, ob vielleicht in Verbindung mit der Landwirtschaft ein ökonomisches Korrektiv gegeben ist.

7.
Hausindustrie und Landwirtschaft.

Wenn wir die Statistik zur Hand nehmen, so zeigt sich, daß von den im Herzogtum in der Spielwarenhausindustrie erwerbsthätigen Personen

1) Artikel „Hausindustrie" im Handw. der Staatswiss. 1892, Bd. IV, S. 423.

nur 536 Nebenberuf haben und daß dieser Nebenberuf bei 496 Heimarbeitern die Landwirtschaft ist. Die Zahl ist also nicht gerade groß und flößt daher wenig Hoffnung ein, wenn man erwartet, daß die Verbindung von Hausindustrie und Landwirtschaft, wenn auch nur teilweise, die Konsequenzen ausgleichen werde, die aus den bereits behandelten Verhältnissen erwachsen.

Die Beantwortung der Frage, ob die Hausindustrie durch den landwirtschaftlichen Nebenerwerb besser fundiert wird, hängt von einer Reihe von Momenten ab, die kurz skizziert werden sollen. Es sind das die Erträge, die Bodenpreise, die Verschuldung und die Preise der für jene Bevölkerung wichtigsten Agrarprodukte.

Der größte Teil der landwirtschaftlich benutzen Fläche des Meininger Oberlandes wird, wie aus der Anbaustatistik hervorgeht, als Wiese benutzt. Von den Früchten werden am meisten Kartoffeln angebaut und diejenigen Getreidearten, die für leichten Boden passen, Roggen und Hafer. Der Weizen nimmt dementsprechend nur eine kleine Fläche ein. Ueber diese sowie über die Erträge geben folgende Zahlen Auskunft.

1897 betrug im Kreise Sonneberg[1])

		die angebaute Fläche:	der Ertrag pro ha:
Weizen	Winter	264,3 ha	7,4 D.-Ctr.
	Sommer	62,8 „	0,1 „
Roggen	Winter	1 598,9 „	9,0 „
	Sommer	427,2 „	7,2 „
Hafer		1 284,4 „	3,0 „
Kartoffeln		2 342,4 „	gesunde 66,6 „
			kranke 9,2 „
Wiese		5 509,8 „	38,1 „

Der landwirtschaftlich benutzte Grund und Boden, auf dem der Hausindustrielle größtenteils Kartoffeln baut, wirft also nur niedrige Erträge ab. Er ist wenig fruchtbar. Trotzdem sind die Bodenpreise relativ hoch. Man zahlt z. B. in Forschengereuth für einen Ar Ackerland oder Wiese in guter Lage 50 Mk., in mittlerer 40 Mk. und in untergeordneter Lage 25—30 Mk. Diese hohen Beträge finden ihre Erklärung in der lebhaften Nachfrage nach Land, das bei dieser dicht gedrängt lebenden Bevölkerung[2]) eine seltene Ware ist. Dem hat sich auch

1) Statistik des Herzogt. Sachs.-Meining. Bd. VII, Nr. 2, S. 47.

2) Die Verdichtung nimmt fortwährend zu. Auf einen Quadratkilometer kamen Einwohner:

das Erbrecht anbequemen müssen. Nicht das Anerbenrecht, sondern die Realabteilung ist heute die herrschende Sitte im Erbgang.

Man erinnert sich in manchen Dörfern z. B. Effelder noch, daß vor 20—30 Jahren das Anerbenrecht die Regel gewesen sei. Die große Nachfrage nach kleinen Landteilen von Seiten der Industiellen stürzte das alte Erbsystem: Man begann, die Güter zu teilen und die Stücke teuer an die Hausindustriellen zu verkaufen.

Auch jetzt kann man noch beobachten, wie der Landhunger der kleinen Leute die Preise der Parzellen in die Höhe treibt. Wer nicht so viel hat, oder geborgt bekommt, um kaufen zu können, pachtet. Es kommt dann vor, daß der Pachtzins in Arbeitstagen abgezahlt wird, die der Hausindustrielle während der Ernte bei dem Bauer arbeitet.

In den Industriedörfern ist die Verschuldung des Grund und Bodens eine Erscheinung, die man häufig antrifft. Der Hausindustrielle besitzt zwar Land, aber es gehört nicht ihm, sondern dem Gläubiger. Es giebt nur wenige, die nicht eine Hypothek bei der Landeskreditanstalt in Meiningen hätten. Wie wenig zahlungsfähig die meisten sind, kann man z. B. daraus ersehen, daß 1897 in dem Dorfe Steinheid nicht weniger als 24 Wechselproteste vorkamen.

Geringe Erträge, hohe Bodenpreise und häufige Verschuldung sind die drei bösen Sterne, die über dem Landbesitz des Heimarbeiters stehen. Allerdings trotzt er demselben einen Teil der notwendigen Nahrungsmittel ab, die im Oberland alle hoch im Preise stehen — allzu hoch für den kleinen Mann, der sie zukaufen muß! Die Landwirtschaft erlaubt ihm auch das Halten von Kleinvieh, von Ziegen, vielleicht sogar einer Kuh. Das sind Vorteile, die nicht geleugnet werden sollen. Aber es kann andererseits keinem Zweifel unterliegen, daß die kleinen $1/2$ bis höchstens 2 ha großen Ackerstücke nicht genügen, um die köpfereiche Familie des Heimarbeiters mit ihren Produkten das ganze Jahr zu unterhalten. Es muß zugekauft werden. Reichen die Kartoffeln aus, so fehlt es immer noch an Brot. Die Preise dieser beiden Lebensmittel haben daher für die hausindustrielle Bevölkerung des Waldes eine ungeheure Bedeutung. Die Wohlfeilheit der Arbeit bildet allerdings einen eigentümlichen Kontrast zu den hohen Preisen, in denen dort die am meisten konsumierten Nahrungsmittel stehen.

	1895	1890	1885	1880	1875	1871
Sachsen-Meiningen	94,8	90,7	87,1	83,9	78,8	76,2
Sachsen-Koburg-Gotha	110,6	105,5	101,5	99,4	93,3	89,0

Siehe Statistik des Herzogt. Sachs.-Meining. Bd. VII, Nr. 2, S. 68.

Gott, wie ist das Brot so teuer
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!

Brot und Kartoffeln zeigen in ihren Preisanschwellungen ein entgegengesetztes Verhalten. Die Roggen- und Brotpreise sind am höchsten in den Anfangs- und Endmonaten des Jahres, d. h. zu einer Zeit, wo der Hausindustrielle wenig und keine Beschäftigung hat; denn die Hochsaison dauert nur bis in den November und dann tritt bis März die stille Zeit ein. Die Kartoffelpreise unterliegen in normalen Zeiten nur geringen Schwankungen, sie schnellen aber sofort in die Höhe, wenn die Ernte ungünstig ist. Ihre Maxima lagen im Jahre 1897 mehr in der Mitte des Jahres[1]). In der Stadt Sonneberg stellte sich im Kleinverkauf der Durchschnittspreis für

50 kg Rogen auf	7,14 Mk.
0,5 „ Brot auf	11,08 Pf.
50 „ Kartoffeln auf	2,26 Mk.

Die Preise für Fleisch sind so hoch, daß sich der Hausindustrielle nur in seltenen Fällen den Genuß desselben gönnen kann. Die Preishöhe steht teilweise auch in Zusammenhang mit der Accise, die in Sonneberg für Rind-, Kalb-, Hammel- und Schweinefleisch, für geräuchertes wie frisches Fleisch erhoben wird. Jedes Kilogramm frisches Fleisch wird mit 3 Pf., jedes Kilogramm geräuchertes Fleisch mit 4 Pf. besteuert. Nur das feinere Fleisch der Gänse, Enten, Hühner, Rehe, Hasen u. s. w., das auf dem Tische des reichen Mannes erscheint, ist abgabefrei. So erklärt es sich, daß Sonneberg, eine Stadt mit einer rapide zunehmenden Bevölkerung, einen rückgängigen Fleischkonsum hat. Nach den mir von der Direktion des Sonneberger Schlachtviehhofes gemachten Mitteilungen belief sich die Zahl[2]) der geschlachteten

	Rinder	Kälber	Hammel	Schweine	Geräuch. Fleisch	Frisches
1887:	1150	1935	1230	2755	17 416¼ kg	14 476 kg
1897:	1095	1874	1203	4204	18 920 „	13 433 „

Wir sehen eine Abnahme, zum mindesten aber eine Stabilität, die im Prinzip mit einer Abnahme gleichbedeutend ist, in allen Kategorien[3]) mit

1) Statistik des Herzogt. Sachs.-Meining. Bd. VII, Nr. 2, S. 63.

2) Zu einer Statistik nach der Gewichtsaufnahme hat man sich leider noch nicht entschließen können.

3) Die Zunahme des Konsums an geräucherten Fleisch (wohl hauptsächlich

einer einzigen Ausnahme: Die Zahl der geschlachteten Schweine ist stark gestiegen. Das ist auf den vermehrten Gebrauch an Wurst zurückzuführen. Für die arbeitende Bevölkerung ist das Fleisch in anderer Form zu teuer. Sie begünstigt daher den Wurstkonsum, was wieder auf die Zahl der zu schlachtenden Schweine zurückwirkt.

Aus diesen Thatsachen ist man berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß der bedeutende Bevölkerungszuschuß hauptsächlich auf das Konto der arbeitenden Klassen, d. h. einer wenig oder nicht sich von Fleisch nährenden, größtenteils unterkonsumierenden Bevölkerungsmasse zu setzen ist.

Auf den hohen und entlegenen Dörfern des Waldes sind die Lebensmittelpreise noch höher wegen der schwierigen Kommunikation. Eine Preisstatistik existiert nicht. Zur Zeit meiner Anwesenheit (September 1898) kostete z. B. in Steinheid

der Centner Kartoffeln (Mittelsorte)	3 Mk.
„ „ Weizenmehl	18 „
4300 g Brot	1 „

Welche Revolution die Erhöhung des Brot- oder Kartoffelpreises auch nur um wenige Pfennige in einer solchen Haushaltung hervorruft, läßt sich auch ohne Belege einsehen.

Der Hausindustrielle ist oft in seiner ganzen Existenz von einer guten Kartoffelernte abhängig. Schlägt die Ernte fehl, dann bricht Hungersnot aus. So geschah es z. B. im Jahre 1878/79 in Steinheid. Die Ursache lag in dem Mißraten der Kartoffel. Daß damals niemand Hungers starb, ist nur dem Eingreifen des dortigen Pfarrers und des meiningschen Staats zu verdanken, durch die Lebensmittel an die Bewohner teils billig, teils umsonst geliefert wurden.

Es ergiebt sich nach alledem, daß diejenigen, die die Landwirtschaft als Korrektiv der Hausindustrie betrachten, in unserm Fall nicht recht haben, denn sie übersehen, daß mit dem Landbesitze 4 Momente verknüpft sind, die seine Wohlthaten illusorisch machen: Der wenig fruchtbare Gebirgsboden liefert nur kärgliche Ernten. Die Preise der Parzellen tragen infolge der lebhaften Nachfrage und des geringen Angebots den Charakter von Monopolpreisen. Da es dem Hausindustriellen an barem Gelde mangelt, so ist er als Landbesitzer entweder verschuldet oder in Abhängigkeit vom Bauern. Meistens aber ist die Land-

Schweinefleisch), gleicht sich nahezu mit der Abnahme des Konsums an frischem Fleisch wieder aus.

wirtschaft so klein, daß ihr Ertrag nicht zur Ernährung der Familie ausreicht und der Zukauf von Lebensmittel, die im Meininger Oberland sämtlich hoch im Preise stehen, nötig wird[1]). Eine Reform in dem Sinne, den Heimarbeiter durch Ausstattung mit Land materiell besser zu rangieren, dürfte daher kaum eine günstige Wirkung haben, ganz abgesehen davon, daß die Möglichkeit eines Landerwerbs für einzelne Dörfer und größere Orte wie Hämmern, Rauenstein, das Sonneberger Grünthal, die zwischen zwei Bergrücken eingekeilt liegen, nicht gegeben ist.

8.

Die Arbeitsverfassung.

Wenn wir nunmehr zu einer Untersuchung über die Ausgestaltung der Arbeitsverfassung übergehen, so haben wir nur zwei Personenklassen einander gegenüberzustellen: die Verleger und die Heimarbeiter oder die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer. Die ersteren spalten sich wieder in reine Verleger und solche, die außer ihrem Verlag noch eine Manufaktur oder Fabrik besitzen. Von den ca. 80 Exportfirmen Sonnebergs haben 1898 nach einer persönlichen Mitteilung des Sekretärs der Handels- und Gewerbekammer daselbst etwa 40 Fabrikbetriebe, 1880 gab es in Sonneberg erst 48 Exportgeschäfte[2]). Die Zahl hat sich also seitdem nahezu verdoppelt. Trotzdem damals Sax[2]) feststellte, daß die gesunkenen Preise einige Kaufleute dazu geführt haben, die Manufaktur aufzugeben und zum reinen Kommissionsgeschäft überzugehen, hat doch der Fabrikbetrieb sich immer mehr ausgedehnt. Der Grund scheint zu einem guten Teil in der gewaltig gewachsenen Industrie gekleideter Puppen zu liegen — die der höher entwickelten Betriebsform nicht entbehren kann. Wo aber die Hausindustrie jüngeren Datums ist, wie in Waltershausen, da ist es von Anfang an die Regel, daß der Verleger zugleich Fabrikant ist. Zwischen Verleger und Heimarbeiter schiebt sich in der Spielwarenindustrie kein Ferger oder Zwischenmeister ein, wie wir ihn beispielsweise in der Konfektion antreffen, trotzdem die Puppenherstellung doch zu einem Teil wenigstens auch Konfektion ist — allerdings confection en miniature.

---

1) Siehe auch Stieda: Litteratur, heutige Zustände und Entstehung der deutschen Hausindustrie in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Bd. XXXIX, XL, S. 103.

2) Nach Sax a. a. O., S. 24.

Verweilen wir zunächst einige Augenblicke bei den Verlegern. Sie sind die dirigierende Klasse, die kaufmännisch geschulten, absatzkundigen Männer, die die Welt gesehen haben und den Geschmack des Publikums kennen. Ihr ganzes Leben und Streben geht in ihrer Berufsthätigkeit auf. Da darf es nicht Wunder nehmen, daß sich bei einigen der Gesichtswinkel des Geschäftes so sehr in den Vordergrund ihres Urteils schiebt, daß sie alles darunter betrachten und dannach bewerten. Zur Illustration des Gesagten will ich nur darauf hinweisen, daß bei meinen Untersuchungen in Sonneberg mir einige Chefs rund heraus erklärten, „sie hätten kein Interesse daran, mir etwas zu zeigen oder Auskunft zu erteilen — weil das für ihr Geschäft nichts einbrächte!"

Dieses Verlegertum bildet eine durch die ungeheuren Unterschiede des Besitzes und der Bildung von den Arbeitern getrennte soziale Schicht. Trotzdem kann man nicht leugnen, daß ein Grenzbezirk besteht, innerhalb dessen ein fortwährendes Kommen und Gehen entweder nach unten oder nach oben stattfindet. Hierher gehören z. B. diejenigen Hausindustriellen, die eine Werkstatt besitzen, in der sie 10 oder mehr Gehilfen beschäftigen, die der Fabrikgesetzgebung unterstehen. Es sind noch hausindustrielle Betriebe, aber im Geheimen versuchen sie bereits, diesen oder jenen Artikel selbst abzusetzen — aber der Verleger darf um Gottes Willen nichts davon wissen. Er würde den Vermessenen sofort mit Entziehung oder Verkürzung der Aufträge begnadigen. Das Verlegertum duldet nicht den Aufstieg von unten; es schließt sich kastenartig ab und belegt denjenigen, der den Versuch wagt, diese Ordnung zu durchbrechen, mit Strafe. Noch heute gilt, was dereinst S a x [1]) sagte: „Ein Fabrikant [2]), der auch nur einmal direkt verkauft hat, bleibt in Acht und Bann gethan, bis er zu Grunde gerichtet ist oder sich selbst unter die Kaufmannschaft emporgeschwungen hat." Man kann aber trotzdem diese größeren Hausindustrieen als Uebergangsstufe zum Verlage ansehen. Hinzu kommen noch diejenigen Elemente aus den unteren Schichten, die vom Glücke in die besitzenden Klassen emporgerissen wurden, z. B. solche, die mit erheiratetem Kapital arbeiten. Unter den so reich gewordenen giebt es merkwürdige Menschen: Sie bauen sich eine reizende Villa, vergrößern unaufhörlich ihr Geschäft und — klagen dabei über die schlechten Zeiten. Im allgemeinen aber sind das Ausnahmen, der kleine

---

1) S a x a. a. O., S. 26.

2) Nach Sonneberger Sprachgebrauch ein größerer Hausindustrieller. Wir folgen nicht dieser irreführenden Bezeichnung.

Heimarbeiter hat die Hoffnung, sein ganzes Leben zu bleiben, was er ist — ein Frohnknecht seiner Verleger.

Mit dem Instinkt, den jede sozial dominierende Klasse besitzt, haben sich, wie wir sahen, die Verleger abgeschlossen, organisiert aber haben sie sich nicht. Zwar ist der Gedanke an ein Kartell aufgetaucht, um der sinkenden Preisbewegung Herr zu werden[1]. Die meisten Interessenten aber haben sich gegen einen Zusammenschluß erklärt. Die tiefere Ursache liegt darin, daß die sinkenden Preise ihren Grund nicht in einer Ueberproduktion an Spielzeug haben, sondern in der inneren Natur der hausindustriellen Produktionsweise wurzeln. Die Verleger arbeiten ausschließlich auf Bestellung, nur die größten teilweise auf Vorrat. Diese Bestellungen sind von zweierlei Art. Die ausländischen und deutschen Käufer besuchen die Musterzimmer der Verleger oder die Leipziger Messe und erteilen ihre Aufträge (Hauptordres) oder es werden eine Anzahl von Mustern nach dem Ausland (England und die Vereinigten Staaten) geschickt, um in den Musterzimmern der großen Firmen ausgestellt zu werden. Die Kunden derselben machen dann dort ihre Bestellungen, die nach Deutschland avisiert werden (Separat-Ordres). Diese Bestellungen giebt der Verleger an seine Hausindustriellen weiter, die nun ganz selbstständig die Ausführung übernehmen. Die Regel ist, daß die Aufträge an die Heimarbeiter durch besondere Bestellzettel vermittelt werden. Neben dem Auftrag tragen sie fast immer den Vermerk „sofort", „sehr eilig", sehr pressant" oder dgl. Die Größe der Aufträge ist sehr verschieden. Mitunter wird nur „$^1/_{12}$ Dutzend" irgend eines Artikels verlangt. Je kleiner die Bestellung ist, desto größer werden natürlich die Produktionskosten.

Aber der Verleger giebt nicht blos den Anstoß zur Produktion, sondern er reguliert sie auch; er ist es, der die Kurbel zu dem großen Schwungrad der Spielwarenerzeugung in der Hand hat; sein Wille treibt die ganze Maschinerie zu schnellerer Arbeit an oder bringt sie gänzlich zum Stillstand. Die Heimarbeiter sind nur die dienenden Glieder, die ausführenden Organe der Befehle ihrer Herren, dazu bestimmt, aus ihrer Armut deren Reichtum zu schaffen. Der Arbeitgeber setzt einseitig die Arbeitsbedingungen fest. Moral, Humanität und wie diese theoretischen Vorstellungen sonst heißen, spielen nur eine untergeordnete Rolle, denn für den Verleger ist der Heimarbeiter in erster Linie nicht

---

1) Für Glasmärbel ist ein Kartell zustandegekommen, aber bald wieder zerfallen. Für uns ist dies weniger von Interesse, weil dieses Spielzeug nur fabrikmäßig hergestellt wird.

Mensch, sondern Mittel zum Gelderwerb. Die Heimarbeit ist hier wie anderswo die gehorsame Sklavin des Geldes. Der moralische Impuls, die Kontrole der öffentlichen Meinung, die den Fabrikanten hindert, gemäß dieses Prinzips zu handeln, fällt hier bei der Hausindustrie weg. Niemand kennt den entfernten Bewohner des Waldes als den Arbeiter dieses oder jenes Verlegers. Er bleibt der geachtetete Mann, auch wenn die Menschen, die für ihn arbeiten, langsam verkommen [1]). Ein treffendes Beispiel liefern die in Neuenbau konzentrierten Tuschkastenarbeiter, deren Wohnungen vor Elend triefen — während ihre Sonneberger Verleger prachtvolle Villen bewohnen und reiche Leute sind, auf denen nicht der geringste Makel lastet. „Während die Entrüstung aller Wohlmeinenden, sagt O. Olberg [2]), sich gegen den Fabrikherrn wendet, der das Wohl seines Personals den Geschäftsinteressen opfert, bleibt die Ehre des Unternehmers unangetastet, dessen Heimarbeiter unter Bedingen arbeiten, die jeder Menschlichkeit ins Gesicht schlagen". Unsere moderne Gesellschaft sieht, soweit sie aus Besitzenden besteht, hierin nichts Unmoralisches; sie konstruiert ihre Moraltheorien nach den Anschauungen innerhalb ihrer Kreise. Aber so lange es Herrschaftsverhältnisse in der Gesellsellschaft giebt, hat es stets zwei Moralen [3]) gegeben, eine Herren- und eine Sklavenmoral oder wie es vielleicht besser heißt: eine Moral der Besitzenden und eine Moral der Besitzlosen.

Die Abhängigkeit, in der die Hausindustriellen vom Verleger stehen, findet ihr Gegenstück in den Subordinationsverhältnissen der Hausindustriellen unter einander. Diese liegen begründet in der Arbeitsteilung und werden durch sie gefördert. Die abhängigsten Glieder der hausindustriellen Arbeiterklasse sind diejenigen, die kleine Teile eines Spielzeugs, z. B. Quitschstimmen, Beine oder Köpfe eines Pferdes u. dgl. an den Bossierer liefern, d. h. an einen Hausindustriellen, der die Teile zusammensetzt und das Ganze an den Verleger definitiv abgiebt. Diese vom Bossierer abhängigen Teilarbeiter sind entschieden die Gedrücktesten unter den Gedrückten. Sie sind die Hauptträger der ungünstigen Konjunktur. Der Bossierer, der sozusagen den letzten Strich an die Arbeit legt, die zu einem großen Teil das Werk seiner Teilarbeiter ist, der also als Arbeitgeber auftritt, befindet sich in günstigerer Lage. Er allein tritt mit dem Kaufmann in direkte Verbindung. Er ist

---

1) Oda Olberg, Das Elend in der Hausindustie in der Konfektion. Leipzig 1896, S. 24.

2) a. a. O., S. 24.

3) Diese Pluralbildung beliebt unsere Sprache nicht, weil sie von dieser heute schärfer denn je hervortretenden moralischen Duplizität keine Notiz nehmen will.

imstande, jeden Preisdruck von seiten desselben mit einer geringeren Bezahlung seiner Teilarbeiter beantworten zu können, ohne daß dabei sein Verdienst geschmälert wird.

So wird die Arbeitsteilung, die doch die ganze Produktion so erleichtert, zum Fluche für die große Masse der abhängigen Heimarbeiter.

Anders liegen die Dinge, wo diese Teilarbeiter fehlen, wo also das Spielzeug so einfach ist, daß es ausschließlich in der Familie des Heimarbeiters hergestellt werden kann.

Auch in diesem engeren Rahmen existiert die Arbeitsteilung, aber von der Konjunktur der Arbeit ist dann auch das Wohl und Wehe keines Außenstehenden abhängig. Ein solcher Heimarbeiter hat niemanden, auf den er einen Lohndruck abwälzen könnte. Er ist vollständig auf sich selbst gestellt. Nehmen wir als Beispiel einen Geigenmacher. Die Geige besteht nur aus Holz; es giebt hier keine Spezialteile, die Gegenstand der Thätigkeit besonderer Arbeiter sind. Die ganze ökonomische Lage, die finanziellen Ergebnisse der Arbeit einer Familie, sind hier abhängig von dem Preise, zu dem der Verleger die Geigen bestellt und den Kosten des Rohmaterials. Ein Sinken des ersteren und ein Steigen des letzteren ruft sofort eine Revolution in der Werkstätte dieses Mannes hervor: Er muß mit seiner Familie länger arbeiten, um die verminderte Einnahme durch das größere Arbeitsquantum zu kompensieren.

Wir haben bisher die Abhängigkeit des Hausindustriellen vom Verleger betrachtet und dann konstatiert, daß die Hausindustriellen unter einander wieder Abhängigkeitsverhältnisse eingehen, die die Masse der Arbeiter spalten in die sozial besser gestellten Bossierer und die von ihnen abhängigen am ungünstigsten dastehenden Teilarbeiter.

9.
Muster und Moden.

Die sozial bedenklichen Folgen des im Vorhergehenden geschilderten Abhängigkeitsverhältnisses offenbaren sich bereits bei der Uebergabe des Musters an den Bossierer. Der Verleger weiß, was Anklang gefunden hat, er schöpft neue Gedanken aus Reisen, Journalen 2c. Der Modelleur formt danach das Spielzeug, und dieses Muster wird dem Hausindustriellen übergeben. In der Ausführung des Auftrages ist der letztere vollkommen selbständig, eine Kontrolle ist nicht vorhanden. Aber in der Hinausgabe

des Musters an den Heimarbeiter liegt Methode. Wir wollen das an einem Beispiel klarlegen. Braucht der Verleger 100 Dutzend Puppen von einer bestimmten Art, dann zeigt er das Muster einem beliebigen Bossierer mit der Frage, zu welchem Preise er das Dutzend liefern könne. Nehmen wir an, der Betreffende sei nicht imstande, die Puppen billiger als 3,50 Mk. pro Dutzend herzustellen. Dann sagt ihm der Verleger, dem der Preis zu teuer erscheint, er werde sich die Sache überlegen. Nun erhält dasselbe Muster der nächste Bossierer. Dieser wird aber nicht erst nach dem Preise gefragt, sondern der Verleger erklärt: Liefern Sie mir diese Puppe zum Preise von 3 Mk.! Ist dieser Auftragnehmer nun noch anspruchsloser als sein Vorgänger, oder droht für ihn die Gefahr, infolge eines zu kleinen Auftragquantums mit seiner Familie hungern zu müssen, so willigt er ein — bleibt ihm doch der Ausweg, seinen Drückern etwas vom Lohne abzuzwicken. So ist der Hausindustrielle auf Gnade und Ungnade seinem Auftraggeber ausgeliefert. Man macht aus dieser Herabdrückung der Preise auch gar kein Hehl. Es giebt in Sonneberg Firmen, deren Inhaber dem amerikanischen Abnehmer, wenn das Feilschen um die Preise beginnt, erklären: Gut, Sie sollen sehen, daß ich mit offenen Karten spiele. Wir gehen jetzt auf den Wald (in der Regel fahren aber die Herren) und da können sie selbst mit dem Hausindustriellen unterhandeln und hören, zu welchem Preise er die Ware überhaupt noch herstellen kann. Ich verlange für mich nichts als ein Minimum von 5—7 % für Verpackung, Delcredere 2c. Das übrige gehört Ihnen! Zur Charakterisierung der Höhe dieses geschäftlichen Vorgangs brauche ich nichts hinzuzufügen.

Wir haben bisher den Fall besprochen, in dem der Verleger resp. sein Modelleur das Muster an den Hausindustriellen abgiebt. Nun stellt der letztere aber vielfach das Muster selbst her. Dies geschieht hauptsächlich in der arbeitsschwachen Zeit, in den Monaten Dezember, Januar, Februar. wo eine Pause in der großen Arbeitsmaschinerie der Spielwarenindustrie eingetreten ist. In dieser Zeit sucht der Bossierer ohnehin schon das Muster zum billigsten Preise zu liefern, weil man die Arbeit nicht gern dem Konkurrenten überlassen will. So wird auch hier, wo umgekehrt der Hausindustrielle sich an den Verleger wendet, der Lieferungspreis in der Regel bis fast auf die Produktionskosten herabgedrückt.

Diese Verhältnisse wirken ohne Zweifel auf die Qualität des Spielzeugs ein. Trotzdem muß man staunen, in welch' hohem Maße der Erfindergeist der armen Waldbewohner thätig ist, wie er das ganze Gebiet mit mannigfaltigen und originellen Ideen befruchtet — wenn auch, wie ge-

sagt, eine größere Vollkommenheit in der Ausführung durch den niedrigen Preis hintangehalten wird. Besonders reich entfaltet sich diese Erfinderthätigkeit des Hausindustriellen auf dem Gebiete der Atrappen. Eine Anzahl Vorbilder, z. B. Tiere, Früchte, Blumen 2c. entnimmt er beim Musterentwurf seiner nächsten Umgebung. Die Kombinationen sind häufig sehr einfach und gefällig: Ein Schuh, aus dem ein Kätzchen guckt; ein Jokay auf dem Pferde; ein zeitunglesendes Schwein in menschlicher Kleidung; eine Glaskugel, verbunden mit dem Behange eines Luftballons u. s. w.

Schwieriger wird der Entwurf schon, wenn es sich um die Erfindung von Artikeln handelt, die dem nationalen Geschmack des Exportlandes angepaßt sein sollen. Hier hilft sich der Hausindustrielle auf alle mögliche Weise. Ich lernte einen Mann kennen, der Bilder des in New York auch in deutscher Sprache erscheinenden Witzblattes Puck als Ideenquelle für die Darstellung politischer Scherzartikel benutzte. Ein anderer hielt eine Künstlerzeitung; ein dritter verwandte die Chromotafeln des Meyerschen Konversationslexikons, um Muster von Rassehunden, Schweinen 2c. darzustellen. Ein alter Schiffsschnitzer, der sein ganzes Leben niemals über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgekommen war, der keinen Strom, keine See, geschweige ein fahrendes Schiff gesehen hatte, fertigte Schiffe lediglich nach Abbildungen und Beschreibungen in Büchern. Er zeigte uns des „Deutschen Knaben Handwerksbuch" von Barth und Niederley, aus dem er das Muster zu einer Fregatte entnommen hatte, die schon in vielen Exemplaren in die Welt geschickt worden war. Mit Stolz betonte er, daß s e i n e Schiffe den besten Absatz fänden. Aber nicht immer stehen dem Hausindustriellen Bücher zur Verfügung, die ihm Anregung gewähren. Meistens muß er sich dieselbe auf billigerem Wege zu verschaffen suchen. So traf ich einen Schnitzer, der die Abbildungen auf Zigarrenkistendeckeln als Vorlage neuer Entwürfe benutzte.

Wir sehen, die Quellen, die dem Hausindustriellen zur Verfügung stehen, sind spärlich. Er ist vielfach auf den Zufall angewiesen. Der Mangel an jeglichem Bildungsideal hindert den Fortschritt. Selbst da, wo sich in der Stille ein Erfindertalent herausbildet, fehlt die nötige systematische Anleitung. In jenen stillen Dörfern, wo der Himmel hoch und die Welt fern ist, soll der Heimarbeiter in seinem Spielzeug Ideen verkörpern, die bei dem großen Publikum Deutschlands, ja sogar dem fremder Länder Anklang finden! Fürwahr ein schwieriges Problem, das, wie sich aus dem früher Gesagten ergiebt, durch die Errichtung von Industrieschulen noch lange nicht gelöst ist.

Man kann auch nicht gerade sagen, daß man dem Streben des Hausindustriellen nach Mitteln zur Befriedigung seiner Bildungsbedürfnisse von oben her besonders bereitwillig entgegenkäme. So wurde z. B. der Antrag eines Lehrers auf Ueberlassung von Büchern, aus denen bereits für die Schule Zeichnungen entnommen werden könnten, welche den Kindern im späteren Berufsleben von Nutzen sein sollten, von der Behörde abschlägig beantwortet. Es ist daher kein Wunder, wenn die ganze moderne Kunstrichtung an der Spielwarenindustrie vorüberrauscht und nicht im mindesten auf sie influiert. Aber vielleicht finden mit der Zeit auch hier die angedeuteten Wünsche Beachtung. Aus dem Jahresbericht der Industrieschule zu Sonneberg 1897/98[1]) entnehme ich, daß auf Anregung des Herzoglichen Kreisschulinspektors seit dem 1. September es bereits einem der Lehrer der Land- und Waldorte, der den Zeichenunterricht erteilt, ermöglicht worden ist, einen ganzen Tag allwöchentlich in der Industrieschule zu hospitieren!

Ist es dem Hausindustriellen gelungen, einen Artikel zu erfinden, der sich im Fluge das Herz der Kinderwelt erobert, so hat er davon einen größeren materiellen Vorteil: Er erhält größere Aufträge; sein Verdienst hebt sich. Solche Schlagartikel aber kommen nicht allzu häufig vor. Sie sind auch nicht von ewiger Dauer, denn auch sie unterliegen jener großen Tyrannin der modernen Produktion, der Mode, die rasch mit dem Alten aufräumt und lüstern nach Neuem ausschaut. Namentlich die teuren Sachen werden von dem Modewechsel stärker affiziert als die billigen. Eine fein gekleidete Puppe ändert alle Jahre ihre Toilette. Es ist mit den Puppen wie mit den Menschen. Die „gewöhnlichen“ haben keine Mode, sie gehen heute so angezogen wie morgen. Auch die Puppen geringeren Genres, vielleicht bis zu einer Preislage von 9 Mk. per Dutzend, zeigen keine großen Wandlungen. Ganz anders verhält sich die bessere Puppe, deren Exterieur ein Abgang der feinen Gesellschaft sein soll, deren Kinder mit ihr spielen werden. Im Oktober erfährt der Exporteur bereits durch die Modejournale, was die Puppen im nächsten Frühjahr in New York, London oder Berlin tragen werden, ob einen engen oder weiten Rock, ein seidnes oder samtnes Kleid, einen Strohhut mit oder ohne Federbesatz. Ja, auch die Frisur ist der Mode unterworfen. „Wenn ich im Frühling“, erzählt Trinius[2]), „hier (in Waltershausen) Einzug halte, weiß ich schon nach dem ersten Ausgang, welch' allerneuste Haarfrisur die Puppen unserer Stadtkinder am

---

1) a. a. O. S. 19.

2) Unter Tannen und Farren, 1890, S. 30/31.

nächsten Weihnachtsabend tragen werden ..... Die frisierenden Mädchen vollziehen nämlich zuerst am eignen Haupte, was seitens des Fabrikanten als Haarmode für die kommende Wintersaison im Frühling bestimmt worden ist. Zwei Drittel dieser Mädchen sehen darum hübschen lebendigen Puppenköpfen gleich und wo ein Schwarm durcheinander Sonntags oder nach Feierabend wimmelt, kann ein erfahrenes Auge an der untereinander abweichenden Haartracht die einzelnen Firmenschilder der Puppenfabriken unterscheiden." So bildet die Mode den Geschmack und dieser verleiht auch dem ärmlichsten Gewand einen Hauch von Schönheit und Gefälligkeit.

Wie schädlich aber auf der anderen Seite die Mode wirkt, zeigt uns die Geschichte der Perlenhausindustrie. Vielleicht kein Artikel ist in so starkem Maße in den Strudel der durch die Mode bestimmten Konjunktur hineingerissen worden wie die Perlen. Die Hauptsitze ihrer hausindustriellen Herstellung sind Lauscha und die umliegenden Dörfer. Dort werden die sog. Schmelzperlen angefertigt. Die Glasröhrchen, Schmelz genannt, werden meistens von Frauen in entsprechend große Stückchen zerschnitten. Auf diese Weise erhält man die großen Stick- oder vielmehr Aufnähperlen, die zum Schmuck von Glockenzügen, Ampeln und dgl. dienen. Eine noch größere Bedeutung haben die geblasenen Perlen. Die Perlenbläser oder Perlismacher verwenden die verschiedenfarbigsten Glasröhren. Die innere Vergoldung oder Versilberung findet erst nachträglich statt. Frauen und Kinder, die mit bei der Perlenarbeit thätig sind, schneiden die vorspringenden scharfen Ecken ab und reihen die Perlen auf Fäden. Ein 12 Zoll langer Faden, der je nach der Größe der Perlen 20—100 Stück faßt, heißt eine Schnur, 12 Schnüre bilden eine Masche[1]).

Diese Perlenindustrie hat zwei große Hausſen durchgemacht, die die Produktion fieberhaft steigerten, um dann bei dem Nachlassen und teilweisen Erlöschen der Nachfrage einem Niedergange Platz zu machen, der eine Umwälzung auch in der Hütte des kleinsten Heimarbeiters hervorrufen mußte. Wir werden später sehen, daß sich fast alle diese Perlenarbeiter auf ein neues Gebiet stürzten: Die Hausindustrie des Christbaumschmucks. Die Preiseruptionen fallen in die Jahre 1879 und 1885. In dem erst genannten Jahre stiegen die Preise für schwarze Perlen an einem Tage von 40 Pf. auf 1 Mk., fielen dann später auf 20 Pf. und erreichten 1885 zum

1) Siehe die Festschrift zum 300jährigen Jubiläum von Lauscha und seiner Glasindustrie 1597—1897, S. 38—39.

letztenmale mit 85 Pf. ihre Mittagshöhe[1]). Seitdem sind sie so tief unter das frühere Niveau gesunken, daß gegenwärtig die Perlenhausindustrie gänzlich daniederliegt. „Die Nachfrage nach Perlen“, schreibt die Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg[2]), „erlischt immer mehr. Die Lage der Perlenmacher war eine besonders traurige und namentlich in Steinheid hat der Stillstand des Perlengeschäfts großes Elend hervorgerufen.“ Davon allerdings ahnen die Damen nichts, deren glitzernde perlengeschmückte Kleider über die Straße rauschen!

10.
Die Holzfrage.

Die Spielwarenhausindustrie braucht eine große Zahl der verschiedenartigsten Rohstoffe; mit zu den wichtigsten und am meisten gebrauchten zählt das Holz. Aus Holz werden hergestellt Kasten, Scheiben, Armbrüste, Flinten, Geigen, Trommeln, Ratschen, Nußknacker, Pferde, Wagen, Ställe, Schiffe, Puppenstuben, Puppenteile, Verkaufsläden ꝛc.

An die Beschaffung des Holzes knüpfen sich eine ganze Reihe von Mißständen, so daß man wohl von einer Holzfrage sprechen kann. Bei dem Bezuge anderer Rohmaterialien, z. B. der Papiermaché sind ohne Zweifel manche Nachteile dadurch beseitigt worden, daß in vielen Dörfern seit Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre Konsumvereine entstanden, die großen Anklang fanden und sich bis heute einer beträchtlichen Mitgliederzahl erfreuen. Vor allen sind die Profite des Zwischenhandels dadurch beseitigt. Ich will dabei ganz absehen von der Frage, ob oder inwieweit durch das Aufblühen der Konsumvereine eine Verwohlfeilerung des Spielzeugs anstatt einer Verbesserung der Lage des Hausindustriellen eingetreten ist.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei der Holzbeschaffung. Fast alles Holz, das der Schnitzer gebraucht, stammt aus den herzoglichen Staatsforsten. Der Staat hat also gewissermaßen ein Holzmonopol. Alljährlich werden einige Verstriche (Holzauktionen) veranstaltet. Der Termin dazu wird öffentlich bekannt gegeben. Die Schnitzer, die sich vorher im Walde die mit Nummern versehenen Blochen und Schnitzhölzer angesehen haben, kommen zu der festgesetzten Stunde in dem Verstrichlokal zusammen und der Verkauf an den Meistbietenden beginnt. Dieses Verstrichsystem wurde für Werkholz im Jahre 1862 und für Brennholz im Jahre 1871 größten-

---

1) Festschrift S. 39.

2) 1891, S. 49.

teils aus fiskalischen Rücksichten eingeführt. Nur zu einem ganz minimalen Teil bezieht der Schnitzler oder Drechsler sein Holz durch Einzelkauf, in diesem Falle mit einem Taxaufschlag von 20 oder 30 Proz.

Der Angelpunkt, um den sich die Holzfrage dreht, ist die durch das Verstrichsystem begünstigte Steigerung der Holzpreise bei sinkendem Wert der daraus hergestellten Spielsachen. Dieses polare Verhalten der Preisentwickelung für den Rohstoff auf der einen und das Produkt auf der anderen Seite erzeugt eine immer größer werdende Kluft, aus der täglich neues Elend hervorwuchert.

Die Thatsache, daß die Holzpreise im Meininger Oberland eine steigende Tendenz haben, ist vielfach umstritten, trotzdem doch die Erscheinung der zunehmenden Holzverteuerung in ganz Europa[1]) schon darauf hinweist, daß hier generelle Ursachen in Thätigkeit sind, von denen man annehmen kann, daß sie auch im Meininger Oberlande existieren.

Um einen festen Anhaltspunkt zu gewinnen, gebe ich in der Anlage (siehe Tab. II) die historische Gestaltung der Holzpreise von 1880—1897 in vier Oberförstereien des Kreises Sonneberg wieder, wie sie mir von dem Herzogl. Staatsministerium, Abteilung der Finanzen, in dankenswerter Weise mitgeteilt worden sind.

Vergleicht man die Preise der Jahre 1880 und 1897, so ergiebt sich eine Verteuerung des Festmeters Schnitzholz in

Sonneberg	um	42 %
Hämmern	„	34 „
Steinach	„	33 „
Judenbach	„	13 „

Damit ist erhärtet, was bereits eine oberflächliche Beobachtung oder eine einfache Unterhaltung mit einem Schnitzer lehrt: daß die Holzpreise heute beträchtlich höher sind als früher.

Es ist eine im Oberland weit verbreitete Anschauung, daß diese Preissteigerung teilweise eine künstliche sei, da vielfach zu wenig Verstriche abgehalten und zu geringe Holzquantitäten von seiten der Forstverwaltung zum Verkauf bereit gestellt würden. Das drängende Angebot kann infolgedessen nur mäßig befriedigt werden und es kommt daher vor, daß die wirklich gezahlten Preise 100 % des Taxwertes übersteigen. Mitunter tritt auch der Fall ein, daß ein Schnitzer, der gar nicht die Absicht hat zu kaufen, aus

1) Siehe Max, Lehrbuch der Handelsgeschichte auf Grundlage der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Wien 1894, S. 248.

Mutwillen oder um der Konkurrenz zu schaden, die Gebote seines Partners überbietet und dadurch in die Höhe treibt.

Zum Beweise dafür, daß thatsächlich in der Verwaltung vielfach fiskalische Vorteile vor sozialen den Ausschlag geben, will ich zunächst darauf hinweisen, daß beispielsweise 1893 im Juli der letzte Holzverstich war. Erst nachdem sich die Schnitzer im Hinterland mit einer Eingabe an das Herzogliche Staatsministerium gewandt hatten, wurden weitere Holzschläge und Verstriche Anfang Oktober angeordnet. In den Berichten der Sonneberger Handels- und Gewerbekammer sind diese Verhältnisse wiederholt mit Nachdruck betont worden. So heißt es an einer Stelle[1]): „Bei dem geringen Angebot der Verwaltung muß das Holz zu unglaublich hohen Preisen auf den Holzauktionen gestrichen werden. Bei Einzelabgabe aber muß der Schnitzer neben einem Aufschlage von 30 % über die Taxe für die Fabrikation zum großen Teil unbrauchbares Holz in den Kauf nehmen.“ Eine andere lautet[2]): „Das Hauptmaterial für die Kastenmacher, das Nutzholz, wird immer teurer und die Verlegenheit, den Bedarf aus unseren heimischen Waldungen zu decken, steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Zeiträume zwischen den Holzauktionen der Forstverwaltung, außerhalb welcher nennenswerte Anschaffungen nicht möglich sind, sind weitaus zu lange; es mangelt dauernd an Arbeitsmaterial und die Besucher der Auktionen sind genötigt, die Taxpreise bedeutend zu überbieten, um den unentbehrlichen Bedarf zu decken.“

Dazu kommt noch eine weitere Thatsache, die unter der Bevölkerung des Meininger Oberlandes große Unruhe verursacht hat. Es handelt sich um größere Vorzugsverkäufe von Holz an eine fremde Firma. Am 24. November 1880 brachten der Abgeordnete Swaine und Genossen im Meiningschen Landtage eine Interpellation[3]) ein, die ausführte, daß von der Herzogl. Domänenverwaltung in letzter Zeit bedeutende Holzverkäufe an eine auswärtige Firma (Mohr & Co. in Mannheim) stattgefunden hätten. Es solle, wie in der Begündung ausgeführt wird, der Firma das Recht zugestanden sein, sich 10 000 Festmeter aus dem Bestande der verschiedenen Forsteien ganz nach Bedarf auszusuchen und nur die Taxe zu zahlen, während man auf den Verstrichen 10 und 20 % Zuschlag erhebe, sofern die Hölzer unausgesucht aus bereits geschlagenen Beständen entnommen werden. Der Staatsminister Freiherr von Gisecke gab damals in seiner Antwort die

1) Bericht vom Jahre 1892, S. 48.

2) Bericht vom Jahre 1895, S. 56.

3) Verhandlungen des meiningschen Landtags 1878—84, Beilage 65, S. 105 des Protokolls.

Thatsache des Verkaufs zu. Ueber den Kernpunkt der Frage aber bemerkte er folgendes[1]): Ueber den Kaufpreis könne er sich natürlich in einer öffentlichen Sitzung nur zurückhaltend aussprechen und er glaube, die hohe Versammlung erlasse es ihm, näher darauf einzugehen. Ein Vergleich zwischen den bisherigen Preisen und den von der Firma gezahlten sei zwar nicht möglich, dennoch müsse er die Behauptung verneinen! Im Jahre 1885 wurde wiederum eine größere Quantität, nämlich 1219 Festmeter, ohne Verstrich an obige Firma verkauft und zwar zu 14 % über die Blochholztaxe. Darauf kam am 15. und 16. Dezember 1886 der Gegenstand im Landtage von Neuem zur Sprache. Der Staatsminister, dem die ganze Angelegenheit offenbar unangenehm war, erklärte, daß er jetzt nach so langer Zeit nicht wieder auf die Sache zurückkommen wolle, solche Sachen müßten auch einmal ihr Ende haben[2]).

Es hat trotz dieser Erklärungen den Anschein, als ob in der That dem armen Schnitzer das Holz teurer verkauft würde als der kapitalkräftigen Mannheimer Firma. Daß dadurch der Holzpreis für die heimischen Schnitzer in die Höhe getrieben wird, ist im Landtage mehrfach behauptet worden. So sagte der Abgeordnete Ziller[3]): Daß die Annahme, die Regierung bediene sich zur Preissteigerung unerlaubter Mittel, im Publikum bestehe, darüber sei kein Zweifel. Und der Abgeordnete Dressel erklärte[4]): Die Bevölkerung daselbst (im Sonneberger Kreise) wünsche noch besonders, daß eine größere Zahl von Verstrichen abgehalten werden möge und weiter, daß erst dann Holz an Ausländer abgelassen werde, wenn solches im Inlande nicht gebraucht würde.

Eine starke Opposition ist nicht laut geworden, wenigstens ist eine solche aus den Protokollen, die immer nur eine kurze Inhaltsangabe der Reden enthalten, nicht zu entnehmen. Es ist mir wegen dieses mangelhaften Materials auch nicht möglich gewesen, ein absolut sicheres Urteil über diese Verhältnisse zu gewinnen.

Nachdem wir versucht haben, ein Bild von der aufwärtsstrebenden Bewegung der Holzpreise und den sie befördernden Kräften zu geben, verlohnt es sich, einen flüchtigen Blick auf die sozialen Wirkungen dieser Erscheinung zu werfen.

Daß die Verteuerung des Holzes und die zunehmende Verbilligung

---

1) S. 106.

2) Verhandlungen 1885—86, S. 199.

3) a. a. O., S. 207.

4) a. a. O., S. 202.

des daraus hergestellten Spielzeugs auf eine Reduktion der Zahl der Schnitzer hinwirkt, ist wahrscheinlich, läßt sich aber statistisch nicht erweisen.

Zwar hat der Schnitzholzverbrauch zugenommen. Aus den Oberförstereien des vormaligen Forstdepartements Sonneberg wurden verkauft[1]):

1885 : 6783	fm Schnitzholz	1892 : 6946	fm Schnitzholz
1886 : 6483	„ „	1893 : 7151	„ „
1887 : 6648	„ „	1894 : 9284	„ „
1888 : 8260	„ „	1895 : 7837	„ „
1889 : 8176	„ „	1896 : 9577	„ „
1890 : 8712	„ „	1897 : 9082	„ „
1891 : 8410	„ „		

Aber ich glaube nicht, daß man berechtigt ist, hieraus den Schluß zu ziehen, daß die Zahl der Schnitzer größer geworden sei. In den Jahren der besseren Konjunktur ist eben mehr Holz verbraucht worden.

Ein sichrer festzustellender Effekt der Holzverteuerung spricht sich aus in der Zunahme der Holzdiebstähle. Im Amtsgerichtsbezirk Sonneberg wurden 1896 1000—1200 Forstvergehen abgeurteilt[2]). Das ist eine ungeheuer große Zahl. Die Zahl der angezeigten Entwendungsfälle betrug[2]):

1890 : 2767
1891 : 2987
1892 : 4024
1893 : 3808
1894 : 3821
1895 : 3862

Der Höhepunkt der angezeigten Entwendungsfälle im Jahre 1892 fällt zusammen mit dem oben angegebenen geringen Schnitzholzverkauf dieses Jahres und den Klagen, die wir bereits aus den Mitteilungen der Sonneberger Handels- und Gewerbekammer anführten. Von diesem Jahre abgesehen aber zeigt sich klar, daß die Zahlen von einer steigenden Tendenz belebt sind. Diese aber ist nichts anderes als die Reflexwirkung der wirtschaftlichen Zustände auf moralisch-rechtlichem Gebiet. Die Schnitzer haben in der Regel nicht genug Geld, um das im Verstrich erstandene Holz zu bezahlen, ohne das sie nicht arbeiten können. Sie sind daher geradezu auf das Borgsystem angewiesen. Wenn sie das Holzgeld bezahlen müssen, dann nehmen sie beim Krämer Kredit. Aber der Krämer wartet nicht lange und es muß ein Andrer aufgesucht werden, der Geld hergiebt. Auf meine

1) Nach einer Mitteilung des Herzogl. Staatsministeriums.
2) Erwähnt in der Landtagssitzung vom 29. Janur 1897.

Frage: Was dann, wenn Niemand mehr borgt? erwiderte ein Schnitzer, ohne mit der Wimper zu zucken: Dann wird gemaust (gestohlen)[1])! Ein solcher Mensch muß natürlich bestraft werden, und das — von Rechts wegen[2]).

Aber auch die Beschaffung des Brennholzes, das namentlich vom Drücker in größeren Quantitäten gebraucht wird, leidet unter den hohen Preisen. Die alte Allmende der vergangenen Jahrhunderte, zu der auch der Wald mit seinen Schätzen gehörte, ist längst eine historische Reminiscenz. Die Geldwirtschaft hat diese letzten Reste einer kommunistischen Eigentumsverfassung fast vollständig verflüchtigt. Auch die Leseholzgerechtigkeit, die in früheren Jahren für die ärmere Waldbevölkerung eine große Wohlthat war, hat gegenwärtig mit der Verbesserung der Waldbewirtschaftung und der zunehmenden Durchforstung ihre Bedeutung verloren. Die Bevölkerung jener Walddörfer wünscht, daß die Brennhölzer zu ermäßigtem Preise verkauft werden. Am 16. Dezember 1892 wurden auf Grund einer dem Landtage eingereichten Petition[3]) der Gemeinden Steinach, Lauscha, Steinheid, Igelshieb und Ernstthal die Gemeindevertreter dieser Ortschaften nach Lauscha einberufen. In dieser Versammlung wurde zur Beseitigung der herrschenden Uebelstände unter Anderem empfohlen, sog. Scheitgärten einzurichten, wie sie teilweise in den zu Schwarzburg-Rudolstadt gehörigen Nachbarorten, z. B. in Neuhaus am Rennweg, bestehen. Dort wird der Gemeinde eine bestimmte Quantität Holz gegen einen jährlichen Kredit zugewiesen. Dasselbe wird auf einem Platz, dem sog. Scheitgarten, zusammengefahren und von dem durch die Gemeinde gewählten Scheitgartenverwalter an die einzelnen Gemeindeangehörigen verteilt. Letzterer hat auch das gesamte Kaufgeld, für welches die Gemeinde haftet, einzuziehen und im Ganzen an die Forstverwaltung abzuliefern. Auf eine diesbezügliche Anfrage erklärte jedoch die Regierung im Petitionsausschuß, daß sich die Einrichtung

1) Wie falsch ist es doch, was Fleischmann in seiner Polemik gegen die Sax'schen Untersuchungen sagt: Alle Erscheinungen gesellschaftlicher Uebel in der Sonneberger Industrie sind individueller Natur, persönlichen Ursprungs (Die Arbeiteragitatoren des Kathedersozialismus, 1884, S. 16), und an einer anderen Stelle (S. 15): „Die Not, welche wir rastlos bekämpfen, wird niemals ausgerottet werden, weil sie notwendig ist, eine huldvolle, göttliche Notwendigkeit!"

2) Ueber die strengen Bestrafungen von Forstvergehen lese man die Bestimmungen des Gesetzes vom 23. Mai 1894 nach (siehe Verhandlungen des Meiningischen Landtages, Beilage Nr. 56, S. 420 ff.)

3) Verhandlungen des Meininger Landtags, S. 90 u. 91 des Protokolls.

von Scheitgärten geschichtlich entwickelt habe und sich nicht so ohne Weiteres auf andere Landesteile übertragen lasse!

Die im Vorhergehenden kurz skizzierten Uebelstände schneiden tief in das Schicksal des Hausindustriellen ein. Wenn aber der sog. moderne Rechtsstaat nicht bloß eine Institution sein soll, die der Meistbegünstigung der besitzenden Klassen dient, so sollte hier allen Ernstes Wandel geschaffen werden. Die Meiningenschen Staatsforsten ergeben namentlich infolge der hohen Erträgnisse aus den Verstrichen jährlich einen Ueberschuß von 2—3 Millionen Mk., im Jahre 1896 z. B. 2,4 Millionen Mk.[1]). Die Schnitzer des Waldes aber leben mitten im Holzreichtum im größten materiellen Elend; sie gehen an Holzmangel zu Grunde. Wir sind den Ursachen dieser Erscheinungen nachgegangen. Aus ihnen lassen sich leicht Vorschläge zur Besserung ableiten. Das Minimum dessen, was geschehen könnte, ist die Forderung: Mehr Verstriche und mehr Holz auf denselben!

Aber ob selbst eine so bescheidene Forderung in der Verwaltung Anklang finden wird, bleibt abzuwarten. Die Maßnahmen der Regierung wollen zwar zusammengeschmolzen sein aus einer Legierung fiskalischer und sozialer Rücksichten. Vorläufig aber haben die ersteren vor den letzteren das Uebergewicht. Die Regierung aber scheint zu glauben, daß es umgekehrt ist. Wie sagte doch anläßlich der Debatte über die Holzfrage der Geheime Staatsrat Ziller in der Landtagssitzung am 29. Januar 1894? „Für die Schnitzer geschieht bereits so viel, daß man bisweilen von anderer Seite frage, ob nicht zu viel für sie geschähe." Nun findet sich allerdings bei den Nachweisen über die außerordentlichen und einmaligen Ausgaben unter der Abteilung Ministerium des Innern auch eine Rubrik, die lautet: Ausgaben zur Linderung des Notstandes der Waldbewohner. Diese Verwilligungen sind jedoch im Jahre 1885 wieder zurückgegangen — seitdem haben, so weit ich sehe[2]), ähnliche Ausgaben nicht stattgefunden. Was ist aber sonst für die Heimarbeiter geschehen? Kein Schnitzer hat darüber Auskunft geben können, keiner wußte von irgend welcher Erleichterung zu berichten. Damit man mir aber nicht den Vorwurf mache, die Darstellung der Thatsachen weise Lücken auf, muß ich bekennen, daß doch etwas für jene armen, von der Hand in den Mund lebenden Leute geschehen ist, was als Muster behördlicher Fürsorge auch für die Zukunft festgenagelt zu werden verdient.

1) Siehe Protokolle der Sitzung des Meiningenschen Landtages v. 29. Jan. 1897.

2) Die Berichte über die Landtagsverhandlungen sind mir leider nicht vollständig zugänglich gewesen. In der Königl. Bibliothek zu Berlin fehlen sie ganz, in der Bibliothek des de..tschen Reichstages sind sie unvollständig.

Als ich nach Neuenbau kam, einen Ort mit einer vollständig proletarischen Bevölkerung, der allwöchentlich nur kleine Summen Geldes bei der Ablieferung ihrer Holzkästen durch die Finger gehen, erzählten mir die Schnitzer, daß es in Zukunft noch anders mit ihnen werden würde, denn es sei eine Verfügung ergangen, die bestimme, daß sie das ganze im Verstrich erstandene Holz erst bezahlen müßten, ehe sie einen Teil desselben zum Verbrauch abholten.

Und da sagt man, es geschähe Nichts für die Leute!

11.

Wohnraum und Werkstatt.

Bei den Spielwarenarbeitern der Hausindustrie sind in der Regel Wohnraum und Werkstatt identisch. Werkstätten, die nicht gleichzeitig in irgend einer Weise zu Wohnzwecken benutzt würden, kommen selten vor. Ja mitunter wird die Werkstatt sogar zur Schlafstätte. Der Wohnungstypus ist Stube mit Kammer. Die letztere dient als Schlafraum; sie ist in der Regel nur so groß, daß die Bettgestelle dicht aneinander gedrängt Platz geben. Zwischen diesen beiden Räumen pendelt das Leben des Hausindustriellen Jahr aus Jahr ein hin und her. Der Wechsel von Arbeit und Schlaf ist der einzige, den er kennt.

Der Hausindustrielle besitzt entweder selbst ein Häuschen oder er wohnt zu Miete; im ersteren Falle ist er vielfach hypothekarisch verschuldet, im letzteren muß er einen hohen Mietzins bezahlen. Der letztere beträgt für Stube und Kammer auf den Dörfern 80 Mk. pro Jahr oder er oscilliert um diesen Normalsatz herum. Sinkt er tiefer, dann ist die Wohnung unendlich klein. Ich sah z. B. in Neufang das Zimmer eines Friseurmädchens, das nur 2 m hoch, 3 m breit und $4^1/_2$ m lang war. Dieser Raum bildete ihre ganze Wohnung, in der sie mit ihren beiden Kindern hauste. Der Mietzins betrug 65 Mk. Um diese Summe neben den notwendigen Nahrungs- und Bekleidungsausgaben zu erschwingen, kann sie immerhin arbeiten, bis ihr das Blut unter den Nägeln hervorkommt. Ob sie es in diesem Jahre fertig bringen wird, glaube ich kaum — denn sie war bereits 5 Monate arbeitslos. Auch in anderen Dörfern, z. B. Heinersdorf kommen billigere Wohnungen vor, bei denen die Miete auf den eben genannten Tiefpunkt herabsinkt. In den Städten sind die Mieten natürlich höher. In Sonneberg kostet eine Stube mit Kammer 100 Mk. jährlich. Am höchsten scheinen sie in Lauscha, dem Centrum der Glasindustrie, zu sein. Dort er-

hebt sich der Mietzins auf 100—150 Mk. für Stube, Kammer und Küche. Es ist das zu beachten, weil der etwas höhere Lohn der Glasarbeiter dadurch stärker reduziert wird als der der anderen Spielwarenarbeiter, die für Miete weniger ausgeben. Wenn man bedenkt, daß in den Industriedörfern der Hauptteil der Bevölkerung ein Einkommen von unter 600 Mk. hat (siehe Tabelle IV), so verschluckt die Mietsabgabe über $^1/_6$ des Einkommens.

Bedeutend billiger sind die Wohnungen auf den Agrardörfern. Man zahlt z. B. in Mupperg für Stube, Kammer und Küche 50—75 Mk., in Seltendorf, Rückerswind kostet eine Stube mit Küche nur 40 Mk. An diesem Maßstab gemessen, müssen die Mietraten der Industriedörfer als sehr hoch erscheinen.

Es ist weniger auf dem Lande als in den Städten Sitte, daß die erwachsenen Kinder, die bereits selbst als Heim- oder Fabrikarbeiter thätig sind, ihre Eltern für Kost und Wohnung, die sie bei ihnen erhalten, entschädigen. In Sonneberg beträgt der Preis hierfür 5 Mk. pro Woche und Person. Wohnt eine Tochter, was häufig vorkommt, mit ihrem unehelichen Kinde bei den Eltern, dann zahlt sie 6 Mk. Ohne Zweifel wird dadurch das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern geschäftlich gefärbt. Auf dem Lande will man davon nichts wissen, in der Stadt ist es gang und gäbe.

Wir können im allgemeinen sagen: Die Wohnungen sind in den reinen Agrardörfern am billigsten. In den Industriedörfern steigt der Mietzins auf etwa das Doppelte. Von ihnen haben wieder diejenigen Orte, in denen die Bevölkerung besonders rasch wächst oder wo das Terrain dem Bau neuer Häuser gewisse Schwierigkeiten entgegensetzt (Hämmern, Rauenstein, Sonneberg), die höchsten Mietspreise. Sie steigen in diesem Fall auf etwa 100 Mk. für Stube und Kammer, wozu häufig noch eine Küche kommt. Die höchsten Mieten aber finden sich in den Städten, wo die Hausbesitzer die Mieter im Laufe der Zeit immer mehr gesteigert haben. Diese hohen Mietspreise belasten das Passivkonto des Hausindustriellen in hohem Maße und absorbieren einen nicht unerheblichen Teil des jährlichen Lohnertrages.

Im Anschluß hieran bitte ich den Leser, sich mit mir im Geiste eine jener nicht gerade billigen Wohnungen anzusehen, die ich nicht ausschließlich als Typus betrachten will, von der aber doch immer eine Anzahl Züge in andere Wohnungen wiederkehren. Sie liegt in dem Dorfe Effelder zwischen Schalkau und Sonneberg. Wir erkundigen uns zuerst bei dem Pfarrer des

Orts nach den allgemeinen Verhältnissen der Hausindustrie. Der geistliche Herr, der mit seiner Gemeinde von Jugend auf verwachsen ist, giebt uns die Versicherung mit auf den Weg, „daß in seiner Ortschaft die Leute gut und angenehm wohnen und daß eine Wohnungsfrage nicht existiere“.

Wir beginnen unsere Wanderung und machen bei dem Häuschen eines Drückers halt, daß äußerlich noch wenig von dem verrät, was uns im Innern erwartet. Durch die niedrige Thüre treten wir in einen heißen, dunstigen mit Staub gesättigten Raum, wo uns die dort versammelte Familie, bestehend aus Mann, Frau und einem Häuflein von sieben Kindern erstaunt anblickt.

Der Raum ist Werkstätte und Wohnzimmer zugleich, sowie Schlafzimmer für einen Säugling. Er enthält ca. 40 cbm Luft, d. h. etwa 5 cbm pro Person. Die Fenster sind fest geschlossen. Kein Hauch der balsamischen Bergluft dringt hier herein. Man hält die schlechte warme Staubluft gefangen, damit die Puppenteile rasch trocknen. Sonst würde ja noch mehr geheizt werden müssen und das Holz ist doch so teuer.

Sehen wir uns nach dieser allgemeinen Orientierung das Mobiliar an. Den Hauptraum nimmt ein langer hölzerner Tisch ein, auf dem geknetet und gedrückt wird. In der einen Ecke steht noch ein kleiner Tisch, auf dem gekochte Kartoffeln liegen, die die Leute nicht vom Teller zu verzehren gewohnt sind. Außer einer Bank existiert für die 8 Personen (von dem Säugling abgesehen) nur ein Stuhl. An der entgegengesetzten Seite steht ein Ofen, der eine unerträgliche Hitze ausstrahlt. Das Mobiliar wird vervollständigt durch eine in der Mitte des Raumes befindliche Wiege, in der ein schmutziges Kind liegt, daß erst vor einigen Tagen von der kranken Mutter geboren wurde. Das ist die ganze Ausstattung. Nicht einmal ein Waschtisch ist vorhanden. Die Leute benutzen eine Schüssel, aus der sie nachher wieder suppen oder essen. Hier wie in den meisten Wohnungen fehlt der primitivste Komfort menschlicher Behausungen.

An diesen Raum schließt sich eine $2^1/_2$ m breite, 2 m lange und 3 m hohe Kammer mit 15 cbm Luftinhalt, die den Ehegatten als Schlafraum dient. Es steht nur ein Bett darin. Dasselbe ist noch nicht in Ordnung gebracht, trotzdem es bereits Abends ist. Aber das ist die Regel. Wie man es am Morgen verließ, so findet man es am Abend wieder vor. Das Betttuch ist gerissen, die Wäsche schmutzig, das Stroh dumpf. Der Strohsack wird dreimal jährlich frisch gefüllt, also einmal mehr als beim Militär Vorschrift ist. Der Grund für diese häufigere Erneuerung liegt darin, daß es die Schläfer schließlich vor Ungeziefer nicht mehr aushalten können.

Von diesem Raum aus, in dem die Eltern schlafen, können wir das höher gelegene aber ohne Thürverschluß direkt einmündende „Schlafzimmer" der Kinder in Augenschein nehmen. Es ist so klein, daß es grade nur zwei Betten zu verfassen vermag. Man muß, um in das zweite Bett zu gelangen, über das erste hinwegsteigen. In diesen beiden Betten schlafen sechs Kinder je zwei zu Häupten und je eins zu Füßen. Die Kleinen sind zusammengepfercht wie die Kaninchen in ihrem Stall.

Solche Wohnungen, wie wir sie eben kennen gelernt haben, bilden die Negative zu den prachtvollen Villen der Verleger, aber sie regen auch dazu an, über die Eingangs erwähnten Worte des Seelsorgers nachzudenken, die eine so eigenartige Illustration erfahren haben.

Von Wichtigkeit ist auch die mehr oder minder dichte Besetzung der Wohnungen. Die Wohnungsstatistik ist leider nicht imstande, ein klares Bild hierüber zu geben. Sie sagt wohl, wie viel Haushaltungen und wie viel Personen in einem Gebäude wohnen, nicht aber, ob das Gebäude ein-, zwei- oder dreistöckig ist. Immerhin ergiebt sich aus der in der Anlage mitgeteilten Tabelle III, daß die von einer hohen Personenzahl bewohnten Gebäude sehr zahlreich sind. Die Statistik zeigt auch, daß unter allen zur Vergleichung herangezogenen Ortschaften sowohl das Verhältnis der im Durchschnitt auf ein bewohntes Gebäude kommenden Bewohner, als auch das Verhältnis der im Durchschnitt auf ein bewohntes Gebäude kommenden Haushaltungen in Sonneberg selbst das ungünstigste ist[1]). Nach der Zählung vom 2. Dezember 1895 waren in Sonneberg[2]) bewohnt von

1—5	Personen	110	Gebäude
6—10	„	221	„
11—15	„	191	„
16—20	„	122	„
21—25	„	85	„
26 u. mehr	„	102	„

Es entfielen auf

1	Haushalt	192	Gebäude
2	Haushaltungen	173	„
3	„	166	„
4	„	121	„
5	„	78	„
6	„	101	„

1) So schon 1885, siehe Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg 1885—87, S. 134.

2) Statistik des Herzogtums Sachs.-Meiningen, Bd. 6, S. 138 ff.

Für die Dörfer vergleiche die in der Tabelle mitgeteilte Statistik. Diese Zahlen erhalten erst Leben, wenn sie durch Einzelbilder näher beleuchtet werden.

Besucht man in einem jener Industriedörfer etwa 10 oder 20 Wohnungen, so kann man sicher sein, immer eine größere Anzahl überfüllte unter ihnen anzutreffen. Einige Dörfer haben sogar ihre sog. „Kasernen". In Hämmern kam ich in ein zweistöckiges Haus, in dem vier Haushaltungen wohnten. Diese 22 Leute verteilten sich auf vier Stuben und sechs Kammern. In Judenbach wohnten fünf Familien, bestehend aus 25 Köpfen, in vier Zimmern mit je einer Kammer. Auf eine Stube mit Kammer und Küche rechnete man durchschnittlich sechs Personen. In Neufang hausten in fünf Stuben fünf Parteien, d. h. 25 Menschen. In der sog. Kaserne in Rauenstein wohnen vier Familien = 31 Personen in vier Stuben und vier Kammern. Diese liegen im Dachstockwerk, da der untere Teil des Hauses von einer Bierwirtschaft eingenommen wird. In der sog. Mühle daselbst drängen sich sechs Haushaltungen oder 41 Personen in sechs Stuben und acht Kammern zusammen. In Neuenbau wohnen in einem einstöckigen Schieferhäuschen drei Familien, die eine rechts, die andere links[1]), die dritte auf dem Boden. Die den rechten Flügel bewohnende Familie bestand aus sieben Menschen, die mit Ausnahme eines noch schulpflichtigen Kindes erwachsen sind. Das eine Zimmer kostete 80 Mk. Miete. Auf dem Bodenraum hausten schließlich noch vier Personen, Mann, Frau und zwei Kinder zu einer Miete von 55 Mk. Das einzige Mobiliar waren zwei Betten und einige Lumpen. Durch eine kleine Dachlucke fiel ein gedämpftes Licht, um dieses Bild des Elends kümmerlich zu beleuchten. Diese Bodenwohnungen, von denen ich viele beschreiben könnte, sind meistens derartig beschaffen, daß sie auf den Namen einer menschlichen Behausung keinen Anspruch mehr haben. Sie gewähren, von ihrer Einrichtung ganz abgesehen, nicht einmal genügenden Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Ich fragte einmal eine so wohnende Familie, ob nicht durch die fingerbreiten Lucken, die die Ziegeln des Daches ließen, die Schläfer im Winter beschneit würden, worauf sie antworteten: sie würden es bis zum Winter schon reparieren lassen, d. h. wenn sie Geld dazu hätten.

Diese Liste ließe sich mit Leichtigkeit durch Einzelbeispiele ad infinitum vergrößern. Doch ich will dem Gefühl des Lesers nicht länger Weh thun. Das Gesagte genügt, um zu beweisen, daß Wohnungszustände existieren, die

---

1) Zur Zeit meiner Anwesenheit stand der linke Flügel leer.

dem Hausindustriellen selber seine Wohnung verekeln müssen, wenn nicht das Chronische solcher Verhältnisse abstumpfend auf ihn einwirkte.

Eine Ausnahme von diesen Zuständen machen nur die Wohnungen der Hausindustriellen in den Industriebezirken des Christbaumschmucks. In den Häusern der Glasbläser sieht es in den meisten Fällen wenigstens viel besser aus. Das liegt einmal an der Technik und dann an der besseren ökonomischen Lage.

Ziehen wir schließlich noch einen Vergleich zwischen den Wohnungszuständen in den Städten und auf den Dörfern, so ergiebt sich, daß der Schwerpunkt der Wohnungsfrage in unserer Hausindustrie immer mehr von der Stadt hinausrückt aufs platte Land. In den Städten haben sich manche Verbesserungen vollzogen, von denen auf dem Lande noch nichts zu spüren ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß nun in den ersteren alles in Ordnung sei. Daß eine Stadtverwaltung wie die von Sonneberg Wohnungszustände duldet, wie sie heute noch im Wievelshaus herrschen, ist im höchsten Grade beklagenswert.

Wenn es wahr ist, was Professor Kamp[1]) sagt: Nicht gute Nahrung und Kleidung, die gute Wohnung kennzeichnet ein Kulturvolk, dann herrscht heute noch im Herzen Deutschlands die tiefste Barbarei. Es wird nicht eher besser werden, als bis sich das Reich dazu entschließt, für die schlecht Wohnenden einzutreten und das kann geschehen durch ein Reichswohnungsgesetz. „Eine amtliche Inspektion muß überall eingeführt werden und sich auf die kleineren Wohnungen in den Städten und auf dem flachen Lande erstrecken. Sie braucht nicht überall erst festzustellen, daß es überhaupt eine Wohnungsnot giebt — das pfeifen die Spatzen von den Dächern und die Todesfälle sagen es den Ueberlebenden —, sondern sie soll auf Grund ihrer Untersuchungen eine Grenze, eine Beschaffenheit der Unterkunft feststellen, unter welcher die Unterkunft überhaupt keine „Wohnung" mehr ist. Was unterhalb dieser Grenze an Behausungen sich noch findet, also die allerschlechtesten bisherigen „Wohnungen", sie sind entweder gründlichst neu herzurichten, oder, wenn dies nicht mehr thunlich ist, allmählich zu räumen, zu schließen und abzureißen, ihre Baustellen aber für Bauten oder freie Plätze nach einer anderen Bauordnung zu verwenden . . . ."[2]).

Was wir brauchen ist also eine ausreichende lokale Wohnungsinspektion. Ein Reichswohnungsgesetz würde mit einem Schlage auch die Wohnungsfrage in der Hausindustrie lösen. Auch hier tritt wieder scharf hervor, daß

1) Kamp, Die Wohnungsnot u. ihre Abhilfe durch ein Reichswohnungsgesetz 1898.
2) a. a. O., S. 37.

die hausindustrielle in der allgemeinen sozialen Frage verankert liegt und daß eine Sonderbehandlung der ersteren ohne Rücksicht auf diesen organischen Zusammenhang nicht möglich ist.

12.

Emanzipationsbestrebungen.

Die rechtliche Gestaltung des Arbeitsverhältnisses ist in ihren Hauptpunkten bereits dargelegt worden. Wir haben die wirtschaftliche Abhängigkeit der einzelnen Personen innerhalb der Hausindustrie begründet und das Verhältnis charakterisiert, in dem der Hausindustrielle zu seinen Verlegern steht. Es zeigte sich, daß der Arbeitgeber einseitig die Arbeitsbedingungen festsetzt und zwischen ihm und dem Arbeitnehmer keine andere Verbindlichkeit besteht, als die, welche sich aus der Uebernahme der Arbeiten gegen einen im allgemeinen außerordentlich niedrigen Stücklohn ergiebt.

Es fehlt dabei vollständig das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem Arbeiter. Derselbe ist sich in allen Wechselfällen des Lebens selbst überlassen.

Wenn dem aber so ist, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn immer wieder und wieder Bestrebungen hervortreten, die auf eine Umgehung des Verlegers hinausdrängen. Der Absatz an private Kundschaft erscheint vielen als das Ideal, in dem die Lösung aller Schwierigkeiten, die die Hausindustrie geschaffen hat, verborgen liegt. Es besteht, wie früher erwähnt, ohne Zweifel, namentlich bei den größeren Hausindustriellen der Wille, mit dem Amerikaner oder Engländer direkt in Verbindung zu treten und den Verleger zu umgehen. Man will den Gewinn des letzteren, der immer von den Sonneberger Fabrikanten als äußerst klein bezeichnet wird, selbst in die Tasche stecken. Das Geschäft soll sich also direkt zwischen Produzent und Konsument abwickeln. Auf diesem Standpunkt steht z. B. die thüringische Sozialdemokratie. Es hat sich aber meistens gezeigt, daß die Erfolge im umgekehrten Verhältnis zu den gehegten Erwartungen standen. Die Zahlungen blieben vielfach aus und die Leute gerieten in Not. Eine direkte Verbindung erfordert ein größeres Kapital, gute Kenntnisse des Absatzmarktes und der Lage der Abnehmer — aber darüber verfügt der Hausindustrielle entweder gar nicht oder nicht in dem nötigen Maße.

Daher ist die Partei derjenigen, die an dem status quo in der Puppen- aber auch in der Atrappen-Hausindustrie festhalten, eine größere; sie arbeiten im Auftrage der Verleger und diese besorgen den Export. Trotz

der Schattenseiten, die dieses Verhältnis mit sich bringt und die namentlich in dem Druck auf den Arbeitspreis bestehen, hält man auf dieser Seite die Auflösung dieser Arbeitsverfassung für unmöglich und den Fortbestand der gegenwärtigen Form für unvermeidlich.

Anders liegen die Verhältnisse in der Hausindustrie des Christbaumschmucks. Hier sehen wir, wie sich in neuerer Zeit an einzelnen Stellen das alte Verhältnis auflöst und statt dessen eine handwerksmäßige Produktion für private Kundschaft tritt. In Lauscha setzen etwa 50 Glasbläser ihre Ware nicht an Verleger ab, sondern verschicken sie selbst in alle Welt. In Steinheid besteht sogar eine Absatzgenossenschaft, zu deren Geschichte und Schicksal wir noch kommen. Dieser Schritt ist für die Beteiligten aber keineswegs verhängnisvoll geworden, wie wir das in zahlreichen Fällen in der Puppen- und Atrappenindustrie nachweisen können, sondern das Gegenteil ist eingetreten. Der Wohlstand der hausindustriellen Bevölkerung begann sich mit dem Augenblick zu heben, da das Mittelglied, der Verleger, ausgeschaltet ist.

Im wesentlichen ist es eine ins Gebiet der Technik schlagende Aenderung gewesen, die die neuen Bedingungen des privaten Absatzes und damit einen höheren Nutzen für den Hausindustriellen und eine Besserung seiner ganzen ökonomischen Lage überhaupt erst ermöglichte.

Ursprünglich benutzte man beim Schmelzen des Glases, aus dem Spielsachen und Perlen gemacht wurden, die Flamme einer Oel- oder Petroleumlampe. Dabei ging die Arbeit sehr langsam von statten, denn die Flammenwärme war zu gering, um das Glas schnell zu schmelzen. Dann wandte man das Lötrohr zuerst bei der Perlenbläserei an. Endlich wurde das Ganze durch den Glasbläsertisch komplet gemacht, wie wir ihn heute allenthalben bei den Glasbläsern finden.

An Stelle dieser alten Betriebskraft tritt mit der Errichtung einer Gasfabrik zunächst in Lauscha eine neue, das Leuchtgas. Die heiße, in ihrer Größe leicht regulierbare Stichflamme des Gases verdrängt die bisher in Gebrauch gewesene Oel- oder Petroleumflamme vollständig. Bisher hatte man wesentlich nur Perlen und Puppenaugen hergestellt, jetzt war es möglich, in großem Maße auch Christbaumschmuck hausindustriell zu produzieren. Von der 1867 in Lauscha von einer Aktiengesellschaft erbauten Gasfabrik, die 1892 in den Besitz der Gemeinde überging, werden heute die Wohnungen der einzelnen Hausindustriellen mit Gas versorgt. Fast in jedem Hause hört man die Gasflamme rauschen und zischen und wenn man mit der Eisenbahn von Sonneberg herkommt, so sieht man die Flammen gleich zahl-

losen Glühwürmchen aus dem dunklen Hintergrunde herausstrahlen. Von Lauscha aus wird das Gas nach Unter-Lauscha, Ernstthal, Igelshieb und Neuhaus geleitet. Dadurch ist die Produktion in diesen Dörfern außerordentlich befruchtet worden, und die hausindustrielle Herstellung des Christbaumschmuckes hat sich ungeahnt erweitert. Der Hausindustrielle war nunmehr in den Stand gesetzt, Glaskugeln ꝛc. zu liefern, die den aus der Fabrik hervorgegangenen häufig nichts nachgaben.

Aehnlich wie in Lauscha hat auch in Steinheid die Einführung des Gases eine Umwälzung in der Produktion hervorgerufen und damit die Möglichkeit zu einer Aenderung der Arbeitsverfassung geschaffen.

Als 1888 in dem benachbarten Limbach eine Gasanstalt erbaut wurde und man das Gas in Röhren nach Steinheid aufsteigen lassen konnte, nahm die hausindustrielle Thätigkeit einen starken Aufschwung. Man ging mehr und mehr von der unrentablen Herstellung der Perlen zu der besser lohnenden des Christbaumschmucks über. Anfangs waren die Schwierigkeiten groß. Man kannte die Herstellung des Silbergemisches nicht, in das die Christbaumkugeln getaucht werden müssen, damit sie ihren Glanz erhalten. Das Gemisch mußte von Lauscha bezogen werden und die dortigen Fabrikanten ließen sich ihr Geheimnis teuer bezahlen. Durch einen Zufall aber ging es verloren. Man hatte es sorglich gehütet mit dem feinen Instinkt, den der Interessent dem Konkurrenten gegenüber hat. Nun feierte das Geschäft in Christbaumschmuck einen großen Aufschwung. Die Möglichkeit einer Konkurrenz mit der Fabrikarbeit und damit eine Umgehung des Verlegers war gegeben. Im Jahre 1892 begann man mit dem Versand an Privatkundschaft. Es bildete sich eine „Glasbläser-Vereinigung zur Besserung der ungünstigen Erwerbsverhältnisse am Orte“.

An der Spitze der ganzen Bewegung stand ihr geistiger Urheber, der damalige Pfarrer Roth, an dessen Stelle nach seinem Tode der jetzige Vorsitzende, Pfarrer Langguth, trat. Unter den größten Anfeindungen von Seiten des Verlegertums haben diese beiden seltenen Männer nicht nur für das geistige, sondern auch für das leibliche Wohl ihrer Gemeinde gesorgt und dadurch den Gedanken in die Praxis umgesetzt, daß sich eine sittliche und geistige Hebung der Bevölkerung nur ermöglichen läßt, wenn sie in ihren materiellen Daseinsbedingungen besser gestellt wird. Sie haben unter dem Zähneknirschen der Interessenten den Teil des Verdienstes, den bisher der Verleger einheimste, dem Arbeiter zugänglich gemacht.

Der Absatz erstreckt sich nur aufs Inland. Der Vorsitzende der Vereinigung veröffentlicht in verschiedenen Zeitungen und Unterhaltungsblättern

Deutschlands einige Wochen vor Weihnachten kleine feuilletonartige Artikel. in denen das Publikum gebeten wird, durch einige Aufträge etwas zur Besserung der Lage dieser armen Bevölkerung beizutragen. Ich lasse als Beispiel eine Notiz aus dem Berliner Tageblatt vom 21. November 1898 folgen:

Vom Thüringer Walde Wieder einmal naht das schöne Weihnachtsfest, welches die Familien um den strahlenden Weihnachtsbaum versammelt. Der reizende, aus Glas gefertigte Christbaumschmuck mit seinem Silberspiegel und mit seinem leuchtenden Farbenschmuck verleiht dem Weihnachtsbaum einen Glanz und Schimmer wie kein anderer Schmuck. Auf der höchsten Höhe des Thüringer Waldes liegt das Kirchdorf Steinheid, dessen Bewohner, durch die geschäftlichen Verhältnisse gezwungen, von der Holzwarenindustrie zur Glasindustrie übergingen und zwar zur Herstellung des Christbaumschmuckes. Um nun den geschickten Arbeitern für ihren reizenden Weihnachtsschmuck den nötigen Absatz zu sichern, haben sich unter Führung des Ortsgeistlichen (Pfarrers Langguth) Männer zusammengethan, die ohne jeden Nutzen für sich zu Gunsten der Arbeiter den Vertrieb in die Hand genommen haben. Die Käufer werden ihre Freude haben an dem herrlichen Christbaumschmuck, der alljährlich wieder von neuem Verwendung finden kann. Gleichzeitig aber tragen dieselben dazu bei, daß in jenem hochgelegenen Dörflein, welches der Winter meist tief in Schnee zu betten pflegt, ein freundliches Weihnachtslichtlein am Christabend leuchtet in den kleinen Häuschen, in denen fleißige und geschickte Hände thätig sind vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht.

Der Versand begann mit 5 Kisten und stieg 1895 bis auf 6000 und mehr. Dann erfolgte ein Rückschlag, dessen innere Ursachen wohl schlecht gelieferte Waren bei dem Riesenandrang waren, der um Weihnachten einzutreten pflegt. Dazu kam der Tod des Pfarrers Roth, infolgedessen fehlten auch die nötigen Vorbereitungen, Verbreitung von Drucksachen u. s. w. Der Versand im Jahre 1898 betrug 3—4000 Kisten, im Werte von 18 bis 22 000 Mk.

Gegenwärtig sind fast alle Glasbläser des Ortes Mitglieder der Vereinigung. Erzielen sie doch durch diesen Absatzmodus 10 Proz. mehr als durch die Ablieferung an den Verleger. Die Glasbläser liefern Muster und der Vorstand trifft die Auswahl und erteilt die Bestellung. Pfarrer Langguth teilt mir hierzu noch Folgendes mit: „Grundsatz für uns ist: Jeder erhält einen Auftrag und die Bestellungen werden möglichst verteilt In diesem Bestreben, allen gleichmäßig Anteil an der Dividende zu geben, liegt auch die größte Schwäche des Geschäfts. Ich kann nicht aufschreiben, was

in jeder Kiste enthalten ist. Wird nun auf eine Kiste verwiesen und dieselbe nochmal verlangt, so ist es oft nur ein Zufall, wenn sie ähnlich ausfällt. Manchmal fehlt dann gerade der Karton, der am meisten Gefallen gefunden hat und so entstehen Klagen, die ich nicht vermeiden kann — ich müßte dann nur von einer kleinen Zahl Arbeiter beziehen und mechanisch eine Kiste wie die andere packen." Ob die hier angedeutete Schwierigkeit zu einem Fallstrick für die ganze Organisation werden wird, kann erst die Zukunft lehren.

Ihren Glasbedarf decken die Heimarbeiter in Lauscha. Ihr Streben geht aber dahin, sich allmählich von den dortigen Glashütten zu emancipieren. Man sammelt in Steinheid an einem Reservefond, um später am Orte selbst eine Glashütte erbauen zu können. Es würde dann die Zeit gespart werden, die heute der Einzelne zum Abholen der Glasstangen in Lauscha braucht. Es würden sich aber auch die Einkaufskosten vermindern, denn der auswärtige Arbeiter bekommt, wenn ich nicht irre, das Glas nicht so wohlfeil wie der heimische.

Ob die durch die Beseitigung des Verlegers herbeigeführten günstigeren Zustände andauern werden, läßt sich vorläufig noch nicht genau beurteilen. Aber Eins scheint mir beachtenswert. Der Christbaumschmuck hat heute noch einen relativ beschränkten Markt. Der Zustrom von Arbeitskräften ist aber sehr stark. Ganze Ortschaften werden dem Holzspielzeug oder der Perlenherstellung untreu und gehen zur Christbaumschmuckindustrie über. 1899 soll, wie früher erwähnt, auch in Steinach eine Gasanstalt erbaut werden. Damit ist auch für die umliegenden Dörfer die Vorbedingung zum Uebergang in diese Hausindustrie geschaffen. Ohne Zweifel wird dann ein nicht unbeträchtlicher Teil sich diesem neuen Zweige zuwenden, den man heute dort kaum kennt. So ergreift die Hausindustrie immer weitere Kreise. Aus diesem Grunde glaube ich kaum, daß der Uebergang zu der oben geschilderten Arbeitsverfassung für die Dauer eine Rettung bedeutet, um so weniger, weil auch die in anderen Hausindustrien gemachten Erfahrungen dagegen sprechen.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen. In der Puppen- und Spielwarenhausindustrie besteht eine Emancipationsströmung, die sich von der Macht des Verlegers losreißen will; diese Strömung aber bricht sich an dem starren Felsen der geringeren geistigen und finanziellen Kraft des Heimarbeiters. Nur an einer Stelle des gesamten Gebiets, der Christbaumschmuckhausindustrie, ist sie zum Durchbruch gelangt. Die Folge davon zeigt

sich in einer ökonomischen Besserstellung der daran beteiligten Arbeiterklasse, gleichzeitig aber auch in einer größeren Durchdringung dieser Industrie mit neuen Arbeitskräften. Schon jetzt treten die Folgen dieses Prozesses in einer starken Senkung der Preise zu Tage. Dem können sich aber auch die nicht entziehen, die für private Kundschaft arbeiten und eigentlich keine Hausindustriellen mehr sind. Daher hat die bei ihnen eingetretene Besserung höchst wahrscheinlich nur die Natur einer Augenblickserscheinung.

13.

Lohn und Einkommen.

Es ist eine ziemlich komplizierte Aufgabe, die Stücklöhne der Hausindustriellen festzustellen, denn die Arbeiter wissen in der Regel selbst nicht, welche Aufwandskosten in einem bestimmten Produktenquantum verdichtet sind. Die Schnitzer z. B. können nicht oder wenigstens nicht genau angeben, wie viel Holz sie zu einem Dutzend Pferde bestimmter Größe brauchen. Ja, ich habe sogar Leute angetroffen, denen nicht einmal mehr gegenwärtig war, was einfache, häufig gebrauchte Stoffe wie z. B. Masse gekostet haben.

In dieser Unbekenntnis liegt auch eine Wurzel der niedrigen Stücklöhne, die wir noch kennen lernen werden. Noch heute gilt, was Sax vor nahezu 20 Jahren schrieb[1]): „Den Leuten ist jeder Kalkül so fremd, wie dem Zeisig oder Buchfink, der in ihrer Stube hüpft und singt.“ Sehr richtig bemerkte einmal ein Fabrikant: Es ist gut, daß der Hausindustrielle nicht kalkuliert, denn von dem Augenblick an, wo er zu rechnen beginnt, was ihm die Arbeit kostet, arbeitet er nicht mehr für uns, wenn wir ihn nicht besser bezahlen.

Allerdings liegen die Schwierigkeiten einer Feststellung des Nettoverdienstes auch teilweise in der Natur der Arbeitsweise. In der Regel macht der Hausindustrielle eine ganze Anzahl Artikel nebeneinander oder er stellt denselben Artikel in verschiedenen Größen her und nimmt dabei fortwährend neue Serien in Angriff, ehe die alten fertig sind. Für uns aber kommt es darauf an, die auf einen Artikel von bestimmter Größe verwandte Arbeit ihrer Zeit und ihrem Werte nach möglichst genau festzustellen. Dazu gesellt sich als weitere Schwierigkeit die Ungleichmäßigkeit der Arbeitszeit, die periodische Mithilfe der Kinder rc.

---

1) a. a. O., S. 69.

Schließlich sind die Angaben der Hausindustriellen selbst vielfach zweifelhaft. Die Landbevölkerung ist verschlossen und mißtrauisch. Die schlechte Ernährung und die Endlosigkeit ihrer Arbeit hat sie vollständig abgestumpft. Sie halten den Fremden, der plötzlich in ihrer Wohnung erscheint, für einen Amerikaner, der ihnen ihre Handgriffe bei der Herstellung des Spielzeugs ablauschen will, um dann zu Hause eine Fabrik zu errichten, die die Konkurrenz vergrößert und ihre Lage noch mehr verschlimmert. In der That sollen derartige Fälle vorgekommen sein.

Aber auch für denjenigen, der keine exakten Lohnfeststellungen macht, steht a priori fest, daß in den niedrigen Preisen, die der Käufer für alle hausindustriell hergestellten Artikel zahlt, ein hoher Arbeitslohn nicht verborgen sein kann.

Wie hoch kann wohl der Verdienst sein, wenn der Absatzpreis an den Verleger für kleine Holzkähne per Dutzend 17 Pf. beträgt oder für kleine 8 cm lange, 2 cm hohe Ratschen 10 Pf. per Dutzend oder für polierte 18 cm breite, 34 cm lange Tuschkasten 1,20 Mk. oder gar für kleine nur gebeizte Kasten von 18 cm Länge und 10 cm Breite 17 Pf. das Dutzend?

Kein Mensch wird hieraus auch nur auf einen mittelmäßigen Verdienst schließen. Dem Leser aber wird eine Vorahnung aufsteigen für die niedrigen Löhne, zu deren Konstatierung wir nunmehr übergehen. Die angewandte Methode besteht darin, aus den Stücklöhnen die Zeit- und Nettolöhne abzuleiten und zu verschmelzen.

Um aber einen Maßstab zu haben, an dem wir die Löhne der Hausindustriellen messen und vergleichen können, wollen wir zunächst einige Angaben über Fabriklöhne machen, wie solche in den Sonneberger Puppenfabriken z. B. bestehen.

Die jugendlichen Arbeiterinnen von 14—16 Jahren verdienen Anfangs 5—6 Mk., von 17 bis etwa 25 Jahren erhalten sie 9—10 Mk. und in seltenen Fällen ganz vorzügliche Arbeiterinnen 10—12 Mk. pro Woche. Ein Steigen des weiblichen Wochenlohns über 12 Mk. habe ich nirgends konstatieren können (von Direktricen u. s. w. natürlich abgesehen). Da die Mädchen bei den hohen Miet- und Lebensmittelpreisen in Sonneberg von diesen Löhnen nicht leben können, sind sie größtenteils genötigt, Arbeit mit nach Hause zu nehmen. Die Löhne, die für diese Hausarbeit gezahlt werden, spotten jeder Beschreibung, jedenfalls sind sie mit denen in der Fabrik gar nicht zu vergleichen Man zahlt z. B. für ein Dutzend Kleidchen von 25—30 cm Länge, bei dem die Aermel angenäht, Schleifen auf-

gesetzt, Spitzen befestigt, Knöpfe angenäht werden u. s. w., so daß das Kleidchen etwa 7 Mal durch die Hand geht, 12—20 Pf.

Etwas höher stehen die Arbeitslöhne der männlichen Arbeiter. Der Anfangslohn beträgt 3—4 Mk., der Durchschnittslohn 11—12 Mk.; er steigt im Akkord bis 20 Mk. Es giebt Spielwarenfabriken, wo dieser relativ hohe Akkordlohn nur möglich ist durch die Verwendung von „Schwitzjungen", die von den Arbeitern selbst engagiert und nach Belieben bezahlt werden.

Diese Angaben bilden für uns den Maßstab, mit dem wir die in der Hausindustrie gezahlten Löhne richtig zu bewerten im Stande sind.

Die hausindustriellen Lohnraten sind im einzelnen sehr verschieden. Der Teilarbeiter verdient weniger als der Bossierer, der kleine Hausindustrielle weniger als der große, die weibliche Arbeitskraft weniger als die männliche, der geschulte Arbeiter weniger als der ungeschulte, der ländliche weniger als der städtische. Diese Unterschiede werden am besten durch einige Beispiele beleuchtet. Vorausgeschickt sei, daß in allen den folgenden Fällen die für die Hausindustriellen typische Arbeitszeit von 16 Stunden zu Grunde gelegt ist und daß in der Regel auch Sonntags gearbeitet wird. Wir beginnen mit dem Verdienste zweier Teilarbeiter. Beide sind Drücker. Der Eine verdient netto pro Tag 1 Mk. Er drückt nur große Puppenköpfe, denn die Herstellung der kleineren aus Papiermaché ist heute infolge der Konkurrenz der Bisquit-Porzellanköpfe ziemlich unrentabel geworden. Die großen Sorten aber lassen sich nicht gut fabrikmäßig gießen und sind daher der Hausindustrie verblieben. Wir haben es also mit einem relativ günstigen Fall zu thun. Das Dutzend dieser großen 14 cm langen und 12 cm breiten Köpfe kostet geschachtelt 1,50 Mk. 2 Personen bringen unter zeitweiliger Mitarbeit eines Kindes in der Woche (7 Tage) 16—18 Dutzend fertig.

Ein anderer Drücker, der nur Puppenkörper herstellt, verdient mit seiner Familie (im ganzen 4 Personen) an einem Muster von 17 cm Länge bei einer Wochenproduktion von 80 Dutzend täglich 1,65 Mk., ein anderer an demselben Artikel nur 0,83 Mk. Der erstere lieferte die Körper für 70 Pf., der letztere für 45 Pf. pro Dutzend an den Bossierer.

Durchschnittlich höher als der Lohn dieser Teilarbeiter ist aus früher erwähnten Gründen der Verdienst ihrer hausindustriellen Arbeitgeber, der Bossierer. Ein solcher „Puppenfabrikant", der bereits mit 8—10 Gehilfen arbeitet, setzt wöchentlich ungefähr für 600 Mk. um; davon bleiben ihm und seiner Frau, die in der Werkstatt mitarbeitet, ein Reingewinn von

35 Mk. d. h. rund 3 Mk. pro Tag und Person. Im Allgemeinen kann man die Regel aufstellen, das der Arbeitslohn abnimmt mit der Zunahme der Abhängigkeit. Der letzte Teilarbeiter im Produktionsprozeß verdient am wenigsten, der Bossierer, der das ganze zusammensetzt, am meisten. Die Abhängigkeitsgrade der einzelnen Personenklassen markieren also gleichzeitig verschiedene Lohnstufen.

Aber auch die Größe des Betriebes ist auf die Lohnhöhe von Einfluß. Die kleinen Betriebe, in denen keine fremde Arbeitskraft thätig ist, verdienen weniger als die größeren, weil diese ihre Gehilfen in einem Maße ausbeuten können, daß dadurch ihr eignes Verdienst wesentlich vergrößert wird. Weibliche Gehilfen z. B. bekommen höchstens 1 Mk. pro Tag.

Die Löhne der weiblichen Arbeitskräfte lassen sich am besten in einer der blühendsten Industrie, der Hausindustrie gekleideter Puppen, verfolgen. Im allgemeinen steigt der Verdienst einer Sonneberger Näherin nur selten über 6 Mk. pro Woche. Allerdings ist hier die Arbeitszeit etwas kürzer als gewöhnlich, häufig nur 12—13 Stunden. Immerhin verlangt die Arbeit, die mit dem Nähen eines Puppenkleidchens verbunden ist, einen ziemlichen Zeitaufwand, sowie Geschmack und Akuratesse. Um eine Vorstellung davon zu geben, in welche Einzeloperationen sich diese Thätigkeit auflöst, wollen wir einer Heimarbeiterin einmal ein Stündchen bei ihrer Arbeit zuschauen. Sie näht ein Kleidchen von 37 cm Länge, das für 1,20 Mk. pro Dutzend an eine der ersten Sonneberger Firmen geliefert wird. Davon gehen ab: 10 Pf. für den Nähfaden, außerdem Oel, Reparaturen und Amortisation der Nähmaschine, so daß der Nettoverdienst sich auf etwa 1 Mk. pro Tag einstellt. Die Frau, eine geschickte Arbeiterin, macht am Tage höchstens ein Dutzend fertig. Zuerst wird das Futter angenäht, die Plissee geschoben (mit der Maschine), dann das Hinterteil des Kleidchens umgeschlagen, 4 Haken und entsprechende Schlingen angenäht, das Vorderteil mit Gaze besetzt und angenäht, der Stehkragen aufgenäht, Puffärmel mit der Maschine an die Gaze angeschoben, umgeschlagen, und die Falten mit der Hand gezogen, an die Taille angesetzt, die Schnalle mit Spitzen benäht, gesäumt, Plissee gebrochen und ans Kleid angenäht, das Kleid hinten zusammengenäht, weiter wird der Unterrock mit Spitzen besetzt, gesäumt, gezogen, zusammengenäht und umgewendet, ferner wird die Unterhose ebenfalls mit Spitzen besetzt, gesäumt, gezogen, zusammengeschlagen, genäht und umgewendet, schließlich werden die Strümpfe zusammengelegt, genäht, umgewendet und abgeschnitten.

Die Arbeit ist also durchaus nicht so einfach, wie man sie in der Vorstellung mit dem Begriff des Nähens zu verbinden gewohnt ist.

Sehen wir uns, nachdem wir die Arbeit kennen gelernt haben, den Verdienst einer solchen Puppenkleidchennäherin noch etwas genauer an. Aufschluß darüber giebt ihr Lieferbuch. In demselben sind für 1898 folgende Wochenlöhne verzeichnet, die aber sämtlich noch zu hoch sind, weil der Nähfaden nicht in Abzug gebracht ist. Es wurden bei der Lieferung gezahlt:

8. Januar	bis	22. Januar	5,58	Mk.
22. „	„	29. „	2,90	„
2. Februar	„	12. Februar	3,25	„
12. „	„	19. „	2,20	„
19. „	„	26. „	4,20	„
26. „	„	5. März	3,86	„
7. März	„	12. „	3,73	„
13. „	„	19. „	5,02	„
19. „	„	26. „	2,33	„
28. „	„	2. April	2,44	„
2. April	„	8. „	6,00	„
15. „	„	16. „	1,71	„
18. „	„	23. „	3,71	„
23. „	„	30. „	5,40	„
2. Mai	„	7. Mai	3,24	„
7. „	„	14. „	5,50	„
14. „	„	21. „	3,19	„
21. „	„	28. „	2,40	„
28. „	„	4. Juni	2,79	„
4. Juni	„	17. „	4,82	„
17. „	„	25. „	3,48	„
25. „	„	2. Juli	3,02	„
2. Juli	„	7. „	2,95	„
9. „	„	16. „	3,51	„
19. „	„	23. „	1,24	„
24. „	„	2. Septemb.	keine Arbeit.	
3. Septemb.	„	10. „	2,50	Mk.
10. „	„	17. „	3,20	„
17. „	„	26. „	0,60	„

Der Maximallohn erreicht die ungeheure Höhe von 6 Mk. pro Woche. Dabei sitzt die Frau über ihrer Näharbeit den ganzen Tag bis nachts 10 Uhr. Die Hauswirtschaft wird nur nebenbei besorgt.

Bei diesem Beispiel darf man nicht vergessen, daß dieser Lohn in Sonneberg gezahlt wird, also in einem Ort, wo der Preis der Arbeit be-

deutend höher ist, als weit hinten im Gebirge. Je tiefer man ins Gebirge hineinkommt, desto geringer wird der Lohn; er nimmt ab mit dem Radius der Entfernung vom Produktionscentrum. In Schalkau z. B., das von Sonneberg etwa 2½—3 Stunden entfernt ist, kostet ein Dutzend Puppenhosen zu nähen und mit Spitzen zu garnieren 1½ Pf., wenn die Spitzen fehlen, ¾ Pf. Und je weiter man hinauskommt, desto anspruchsloser wird die Bevölkerung und desto tiefer sinkt der Wert der hausindustriellen Arbeit.

Fassen wir das, was diese Beispiele lehren, mit den Worten zusammen, die ein Fachlehrer in Schalkau über dieses Thema äußerte. Er sagte: die hausindustrielle Arbeit wird schundmäßig bezahlt!

Etwas besser als die ungelernten stehen sich die gelernten Arbeiter, deren Thätigkeit an ein gewisses Maß von Geschicklichkeit geknüpft ist. Die individuelle Kunstfertigkeit, wie wir sie z. B. bei den Felltiermachern kennen lernten, wird zu einem Mittel der Lohnerhöhung. Dieser Faktor aber scheint heute aus der Kette der Elemente, die eine bessere Bezahlung der Arbeiter erheischen, immer mehr ausgeschaltet zu werden. Wir sehen das z. B. bei den Schlafaugeneinsetzern, die die Aufgabe haben, die Puppenköpfe mit beweglichen Augen zu versehen. Diese Arbeit verlangt eine peinliche Akuratesse; sie muß eingehend gelernt werden und wer nicht eine besondere Befähigung besitzt, wird es nie zu etwas bringen. Diese Arbeit, die also in hohem Maße von der individuellen Fähigkeit abhängt, wurde früher nicht unter 1,30 Mk. für die kleineren und mit 1,50 bis 2,50 Mk., ja sogar mit 3 Mk. für die größeren und größten Nummern bezahlt. Heute kosten die kleineren Augen 55 und 50 Pf., ja sogar schon 45 Pf. und die größeren 5—10 Pf. per Dutzend mehr, wobei bei den kleineren noch eine Barauslage für Glasaugen, Bleikugeln ꝛc. von mindestens 21—23 Pf. erforderlich ist, so daß ein Reinverdienst von nur 24—29 Pf. verbleibt. Wenn die geschicktesten Arbeiter in der Fabrik bei einer 12stündigen (ohne Pausen 10stündigen) Arbeitszeit am Tage je 6 Dutzend solcher Augen einsetzen sollen, so ist hundert gegen eins zu wetten, daß nicht die Hälfte von ihnen die Arbeit bewältigt. Der Wochenlohn solcher Fabrikarbeiter beträgt aber etwa 13—14 Mk., mitunter auch 15—16 Mk. Aus diesem Grund erscheint es dem Unternehmer nicht mehr rentabel, diesen Arbeitszweig in der Fabrik zu behalten; er stößt ihn ab in die Hausindustrie und setzt dadurch die mit dem Einsetzen von Schlafaugen verbundene technische Fertigkeit in ihrem Werte herab.

Außerdem hat es den Anschein, als ob die Gebiete, die bisher eine Domäne persönlicher Geschicklichkeit und technischer Spezialarbeit waren,

allmählich an die große Masse der Heimarbeiter ausgespielt werden sollen. Diese Tendenz läßt sich z. B. an der Herstellung der Puppenaugen leicht verfolgen. Vor 20 Jahren noch war der Preis für diesen Artikel ein ziemlich hoher, weil die Arbeit nicht leicht war; die größte Schwierigkeit bestand in der Hervorbringung des Strahlenkranzes der Retina. Derselbe wurde durch Emaillefäden hergestellt. Den hierzu erforderlichen Strahlendraht mußte sich der Arbeiter selbst machen. Das konnte nicht all und jeder und so war die Konkurrenz beschränkt und die Arbeit lohnend. Diese Sonderstellung der Glasaugenmacher aber brach mit einem Schlage zusammen, als die Glasfabriken die Anfertigung des Strahlendrahts zu übernehmen begannen und denselben fix und fertig an den Hausindustriellen lieferten. Seitdem ist die Thätigkeit des Glasaugenmachers zu der eines ungelernten Arbeiters geworden. Auch der Ungeschickte konnte es jetzt wagen, Augen zu machen, denn die Strahlen aufzutragen hatte nicht mehr die geringste Schwierigkeit. Heute sehen wir sogar Schulkinder mit der Herstellung von Puppenaugen beschäftigt. Die von den anfangs hohen Preisen angelockten Arbeitskräfte strömten in Massen diesem Zweige der Hausindustrie zu und unterboten sich in dem nun einsetzenden mörderischen Konkurrenzkampf bis aufs äußerste. In welchem Maße diese Entwickelung die Löhne reduzierte, läßt sich aus folgenden Angaben eines Lauschaer Puppenaugenmachers schließen. 100 Stück Kugelaugen Nr. 2 (früher Nr. 5 — denn die Augen sind um 3 Nummern größer geworden für denselben Preis) mit einem Durchmesser von 17 mm kosteten in der oben beschriebenen ersten Periode 6 Mk., jetzt 1,70 Mk. In der Mitte steht der Größe nach Nr. 0; davon kosteten 100 Stück Pariser Augen vor etwa 20 Jahren 3 Mk., jetzt 0,60 Mk. Eine ganz kleine Sorte 6/0 kosteten früher per 100 Stück 70 Pf., gegenwärtig nur 7 Pf.

Nachdem wir so die außerordentliche Niedrigkeit der hausindustriellen Stücklöhne festgestellt haben, bleibt uns noch übrig, zu zeigen, in welchem Umfange sie Geltung haben. Einen Anhalt hierfür giebt uns die Einkommensteuerstatistik.

Nach dem Einkommensteuergesetz vom 18. März 1890 wird in Sachsen-Meiningen von Personen, die ein Einkommen unter 600 Mk. haben, eine Einkommensteuer nicht erhoben, wohl aber werden die unter dieser Grenze liegenden Einkommen zu Steuersätzen für die Umlageerhebung herangezogen. Die Anzahl dieser Personen in den spezifisch hausindustriellen Orten bildet für uns einen Gradmesser für das Vorkommen ganz niedriger Löhne und einer bis aufs äußerste reduzierten Lebens-

haltung, wenn auch nicht vergessen werden darf, daß sie sich nicht allein, wenn auch vornämlich, auf die Spielwarenhausindustrie beschränken. Die in der Anlage (Tab. IV) mitgeteilten Zahlen beweisen, daß in den meisten der hausindustriell bewohnten Orte die Leute mit einem Einkommen unter 600 Mk. über die Hälfte der in die Steuerrollen eingetragenen Personen ausmachen. Würde man noch etwas weiter gehen, vielleicht bis 900 Mk., wie es das preußische Einkommensteuergesetz thut, so würde sich vielleicht ergeben, daß über $^2/_3$ der Bevölkerung keine Staatssteuer zahlt, was thatsächlich in Preußen der Fall ist. Aber bleiben wir bei unseren Zahlen, die ohnehin schon eine deutliche Sprache reden. Sie sagen uns, daß im Meininger Oberland über die Hälfte seiner steuerpflichtigen Bewohner so arm sind, daß selbst der Staat darauf verzichtet, ihnen direkt etwas von ihrem spärlichen Einkommen wegzunehmen[1]). Nach der Veranlagung zur Einkommensteuer auf das Jahr 1898 zu schließen, ist die Zahl der Träger von Einkommen unter 600 Mk. im ganzen Kreise Sonneberg in Neuhaus am größten; sie beträgt dort 67,94 % sämtlicher in die Einkommenstreuer rollen eingetragener Personen.

Wir wollen jedoch diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne auf den großen Mangel aufmerksam gemacht zu haben, den heute noch jedes Einkommensteuergesetz eines deutschen Staates trägt, selbst das preußische, das man doch vom sozialpolitischen Standpunkt aus als das relativ beste der ganzen Welt anzusehen gewohnt ist. Aber an dem letzteren gemessen, erscheint das sächsische durch seine stärkere Benachteilung der Besitzlosen und seine größere Bevorzugung der besitzenden Klassen noch sehr verbesserungsbedürftig. In Sachsen beginnt das streuerfreie Existenzminimum bereits bei 600 Mk., in Preußen erst bei 900 Mk. Die Zukunft wird darauf hinzuarbeiten haben, diese Existenzminima immer weiter hinauszuschieben, einen immer größeren Teil der armen Bevölkerung von Abgaben zu befreien. Ferner hört bei der sächsischen Einkommensteuer die progressive Steigerung des Steuerfußes bereits bei 33000 Mk. Einkommen auf, in Preußen erst bei 100000 Mk. Wer mehr Einkommen hat, giebt auch nur 4 % desselben an den Staat ab. Die Begünstigung der Reichen und die Benachteiligung der Armen ist hier besonders prononziert. Wir wollen schließlich noch als Beleg für die Schonung, die man den großen Einkommen zu Teil werden läßt, darauf hinweisen, daß jeder Steigerung

---

1) Indirekt zahlen natürlich diese Leute in den Verbrauchsabgaben (einschließlich der Zölle) auch ihren Tribut an die Staatskasse und zwar einen recht ansehnlichen.

der Steuerskala um 0,1% eine Steigerung des zu veranlagenden Jahreseinkommens um 100 Mk. bis zum Einkommen von 2200 Mk., um 200 Mk. bis zum Einkommen von 3000 Mk., um 300 Mk. bis zum Einkommen von 33 000 Mk. entspricht[1]).

Eine Reform der direkten und vor allem auch der indirekten Besteuerung wird — wenn der Hausindustrie wirklich geholfen werden soll — mit ein Element in dem großen Heilungsplan sein müssen.

Das Resultat, zu dem wir in Bezug auf die Einkommensverhältnisse gelangt sind, kann nun nicht dadurch erschüttert werden, daß man in vielen dieser Dörfer einige wenige Hausindustrielle trifft, die vorwärts kommen, denen es gelingt, in die besser situierten Schichten emporzusteigen. Dieser kleine Ausschuß ist fast nirgends das Produkt sich organisch verbessernder Daseinsbedingungen, sondern meistens singulärer Verhältnisse. So giebt es z. B. in Neufang nur zwei besser gestellte Haushaltungen. In der einen hatte man in der Lotterie gewonnen, in der anderen geerbt. In Effelder traf ich eine Familie, die zu einem mäßigen Wohlstand gelangt war auf Grund — übermenschlich langer Arbeitszeiten.

14.
Folgeerscheinungen.

Die Folgen der im Vorhergehenden geschilderten niedrigen Löhne und Einkommen dokumentieren sich zunächst in einer außerordentlich kärglichen Lebenshaltung. Der Standard of life sinkt auf ein unglaublich niedriges Niveau. Nahrung, Kleidung und Wohnung geben davon Zeugnis.

Brot und Kartoffeln sind fast die einzigen Nahrungsmittel, die auf dem Tisch des Hausindustriellen erscheinen.

Kartoffeln in der Früh',
Zu Mittag in der Brüh',
Des Abends mitsamt dem Kleid
Kartoffeln in Ewigkeit

heißt es im Meininger Oberland. Dieses ewige Einerlei der Kartoffelnahrung reizt allmählich den Gaumen nicht mehr und würde die Leute schließlich anekeln, wenn sie es nicht verständen, diese Hauptspeise nach den verschiedensten Methoden zuzubereiten, auf die das Sprichwort hindeutet. Hering gilt

1) Ersichtlich aus den im Schanz' Finanzarchiv 1895, S. 652, mitgeteilten Zahlen.

in diesen armen Haushaltungen schon als Delikatesse. Vergeblich aber wird man eine Erscheinung suchen, die sonst im Gefolge elender gesellschaftlicher Zustände aufzutreten pflegt: den Alkoholismus. Der ausgemergelte Körper des Heimarbeiters verträgt das Feuerwasser nicht. Nirgends wird man einen Schnapstrinker antreffen. Ein solcher würde zu der anstrengenden Arbeit vollständig untauglich sein.

Die elenden Ernährungsverhältnisse aber drücken den Heimarbeitern gleichzeitig das Stigma der Kränklichkeit auf. Der Körper besitzt nicht die nötige Resistenz gegen eindringende Krankheitskeime. So wird die Hausindustrie selbst zu einem Krankheitsherd und zu einer ständigen Gefahr für die besitzenden Klassen. Ob das Spielzeug, das aus einer kranken Familie stammt, die Keime der Krankheit auf das spielende Kind überträgt, vermag ich nicht zu sagen. Aber die Wahrscheinlichkeit liegt nahe. Der größte Teil der alljährlich durch den Tod ausgemusterten geht an Lungenkrankheiten, hauptsächlich an Tuberkulose, zu Grunde. Der Staub, der sich namentlich in den Wohn- und Arbeitsräumen der Drücker entwickelt, legt sich auf die Lunge. Bereits die Kinder dieser brustkranken Eltern sind prädisponiert. Die heiße Luft, in der gearbeitet wird, wirkt noch verschlimmernd. Daher sind die Herde der Hausindustrie gleichzeitig die Herde der Schwindsucht.

Da die Krankheit ein häufiger Gast bei den Hausindustriellen ist, so wäre es wohl angebracht, wenn man auch auf sie die Versicherungspflicht ausdehnte. Der Gedanke einer Krankenversicherung ist den Hausindustriellen des Thüringer Waldes keineswegs fremd. Soweit sie etwas Vieh besitzen, sind sie zu einer großen Versicherungsgenossenschaft zusammengeschlossen, die einen Tierarzt hat, der sofort erscheinen muß, wenn das Schweinchen im Stalle erkrankt ist. Leider hat der Gedanke, den Arzt zu holen, wenn ein Kind erkrankt, bei den Hausindustriellen lange nicht dieselbe Verbreitung wie in dem Falle, wo es sich um krankes Vieh handelt. Daher muß hier der staatliche Zwang Platz greifen. In dem Reichsgesetz vom 15. Juni 1883 betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter ist durch § 2, Absatz 4, die Bestimmung vorgesehen, daß die Gemeinden durch Ortsstatut eine zwangsweise Krankenversicherung der Hausindustriellen einführen können. Die Beiträge könnten natürlich nicht von den Hausindustriellen, sondern müssen von den Urarbeitgebern erhoben werden. Damit würde gleichzeitig auch einer der Gründe beseitigt sein, warum heute der Fabrikant die hausindustrielle Betriebsform in Bezug auf die Produktion als sein Lieblingskind betrachtet. Er braucht keine Versicherungsbei-

träge zu zahlen. Dehnt man aber die Versicherung und zwar nicht nur die gegen Krankheit, sondern auch gegen Invalidität und Alter sowie gegen Arbeitslosigkeit — worauf wir später zurückkommen — auf die Hausindustrie aus, so ist einer der Gründe für ihre Bevorzugung von seiten des Fabrikanten beseitigt und dem Hausindustriellen selbst ein großer Dienst erwiesen.

Die durch die niedrigen Löhne geschaffene ungünstige Erwerbslage der Hausindustriellen führt einerseits zu einer immer weitergreifenden Verkümmerung und Reduzierung der elementaren Lebensbedürfnisse, andererseits aber auch zu einer hypertrophischen Entwickelung der Arbeitszeit, die es dem Hausindustriellen vollständig unmöglich macht, irgendwie an den Errungenschaften wie an den Interessen der modernen Kultur Anteil zu nehmen. Der Verdienst ist an sich so gering, daß er nur durch ungeheuer lange Arbeitszeiten, die man im Mittel für die Majorität der Hausindustriellen auf 16 Stunden veranschlagen darf, auf eine Höhe gebracht werden kann, die nachgerade zur Befriedigung der aller notwendigen Lebensbedürfnisse ausreicht. Das wird selbst in den Kreisen der Unternehmer nicht bestritten. In der auf dem Standpunkt des Fabrikantentums stehenden Sonneberger Zeitung heißt es in der Nummer vom 12. April 1895 in einem anderen Zusammenhang: „Die Schädigung von Arbeitslöhnen (infolge des Unterbietungssystems) sind größer als alle anderen; denn während seither noch mit leidlicher Arbeitszeit auszukommen war, müssen die weiblichen Hände fast die doppelte Zeit arbeiten, um den gleichen Verdienst zu erzielen“. Es heißt dann weiter: „Wenn man sieht, welche Rolle eine Mark in der Hand einer Näherin spielt, so ist es eine Frivolität ohne gleichen, den Verdienst oft um mehrere Mark in der Woche herabzusetzen. So wird aus dem Segen der Arbeit ein Fluch, der sich rächt an Leben und Gesundheit unserer arbeitenden Klassen“.

Man fragt sich vielleicht, wie es überhaupt möglich ist, daß ein schlecht ernährter Körper eine Arbeitsenergie für 16 Stunden verausgaben kann. Die Antwort hierauf finden wir an einer Stelle[1]) des „Kapital“, an welcher Karl Marx folgendes sagt: „In seinem maßlos blinden Triebe, seinem Wehrwolfsheißhunger nach Mehrarbeit, überrennt das Kapital nicht nur die moralischen, sondern auch die rein physischen Maximalschranken des Arbeitstages. Es usurpiert die Zeit für Wachstum, Entwickelung und

1) Bd. I, S. 217, 227.

gesunde Erhaltung des Körpers. Es raubt die Zeit, erheischt zum Verzehr von freier Luft und Sonnenlicht. Es knickert ab an der Mahlzeit und einverleibt sie womöglich dem Produktionsprozeß selbst, sodaß dem Arbeiter als bloßem Produktionsmittel Speisen zugesetzt werden, wie dem Dampfkessel die Kohle und der Maschinerie Talg und Oel. Den gesunden Schlaf zur Sammlung, Erneuerung und Erfrischung der Lebenskraft reduziert es auf so viel Stunden Erstarrung, als die Wiederbelebung eines absolut erschöpften Organismus unentbehrlich macht. Statt, daß die normale Erhaltung der Arbeitskraft die Schranke des Arbeitstages, bestimmt umgekehrt die größte täglich mögliche Verausgabung der Arbeitskraft, wie krankhaft, gewaltsam und peinlich auch immer, die Schranke für die Rastzeit des Arbeiters. Das Kapital fragt nicht nach der Lebensdauer der Arbeitskraft. Was es interessiert ist einzig und allein das Maximum von Arbeitskraft, das in einem Arbeitstage flüssig gemacht werden kann. Es erreicht das Ziel durch Verkürzung der Dauer der Arbeitskraft, wie ein habgieriger Landwirt gesteigerten Bodenertrag durch Beraubung der Bodenfruchtbarkeit erreicht. . . . Das zu Tod Arbeiten ist die Tagesordnung in der Geschichte der Lohnarbeit."

In diesen Worten liegt die Erklärung der Thatsache, wie die unterernährten und überarbeiteten Menschen es fertig bringen, unter solchen Verhältnissen zu leben. Sie sterben eher, denn sie verausgaben ihre Lebenskraft zu stark, so daß sie vor der Zeit durch Krankheit aufgerieben werden. Dieser Raubbau an der menschlichen Arbeitskraft kommt dem Verleger vielleicht gar nicht einmal zum Bewußtsein. Er kann ein frommer Herr sein, der sonntäglich die Kirche besucht, der im bürgerlichen Leben geachtet dasteht, der nicht zurückhält, wenn es gilt, etwas für die Armen zu thun, ohne daß auch nur jemandem der Gedanke aufstiege, daß der Wohlstand, in dem er sich sonnt, erkauft ist durch Verkürzung der Lebensdauer seiner Arbeiter.

Schließlich wollen wir noch eine Folge der Entwertung der menschlichen Arbeitskraft anführen, die auf moralischem Gebiete liegt. Es ist in Sonneberg ein öffentliches Geheimnis, daß eine Anzahl Frauen und Mädchen der Arbeiterkreise sich nächtlicherweile prostituieren. Da die hausindustrielle Arbeiterin das einzige, was sie besitzt, ihre Arbeitskraft, zu billig weggeben muß, sieht sie sich vielfach gezwungen, auch noch den Träger dieser Arbeitskraft, ihren eigenen Leib, zu verkaufen. Die Mädchen und Frauen laufen abends auf den Straßen umher und suchen sich einen „Schatz", — natürlich gegen Geld. Bis ganz vor kurzem war der Schauplatz dieses nächtlichen Treibens der Sonneberger Bahnhof. Wenn die Reisenden —

und Sonneberg hat einen ziemlich großen Fremdenverkehr — auf dem Bahnhof mit den Abend- und Nachtzügen ankamen, so fanden sie dort stets Arbeiterfrauen und -Mädchen vor, die ihnen gegen geringen Entgelt gefällig waren. Etwa vor 2—3 Jahren hat die Polizei den dort sich für die Sonneberger Haute volée zum öffentlichen Aergernis ausgestaltenden Zuständen ein Ende gemacht. Die Folge ist nur eine Verlegung des Schauplatzes gewesen. Das Elend hat sich in das Innere der Stadt, in die Gassen und Winkel geflüchtet. Wie kann man auch eine Beseitigung der Uebelstände erwarten, wenn man die sie erweckenden Ursachen unangetastet läßt? So ist denn alles beim Alten geblieben. Der Menschenmarkt ist heute wie früher gut frequentiert und wer es nicht glaubt, der höre nur einmal den Reisenden zu, wenn sie sich untereinander von Sonneberg erzählen, „wo man alles habe, was man wünsche".

Wir haben gesehen, daß die in den niedrigen Löhnen ausgesprochene Entwertung der hausindustriellen Arbeit dreierlei zur Folge hat: Erstens eine Reduktion der Lebenshaltung, zweitens ein Antrieb zur Verlängerung der Arbeitszeit und drittens, die Verlockung, sich aus der Prostitution eine Nebeneinkunft zu verschaffen. Die erste und zweite Konsequenz vollzieht sich auf Kosten der Lebensdauer, die letzte auf Kosten der Moral. Eine Beseitigung dieser üblen Folgen kann nur stattfinden durch Verstopfung der Ursachen.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, hier noch in Kürze zu zeigen, wie sich diese Welt in einem anderen Kopfe malt. Der Gewerbeaufsichtsbeamte Vollhardt schreibt in seinem Jahresbericht für das Herzogtum Sachsen-Meiningen vom Jahre 1895[1]) — demselben Jahre, aus dem wir ein Urteil in der Sonneberger Zeitung anführten: Die wirtschaftliche Lage der gewerblichen Arbeiter des Bezirks kann infolge der regelmäßigen und lohnenden Beschäftigung, sowie der im Ganzen unverändert gebliebenen Preise für Lebensmittel, Wohnung und Kleidung auch im vergangenen Jahre als befriedigend bezeichnet werden. Der Arbeitsverdienst ist zur Ernährung einer fleißigen und ordentlichen Familie, besonders wenn jedes Mitglied derselben mit zu helfen bestrebt war, durchaus genügend und von einem Notstand nirgends etwas zu bemerken gewesen."

---

1) Statistik des Herzogt. Sachs.-Meining. Bd. VI, S. 78. Der 93er Bericht lautet übrigens ganz ähnlich.

15.

Die Saisonarbeit.

Wenn die Winterstürme durch die Welt tosen und heulend die Firsten der Dächer umkreisen, dann zieht für die beati possidentes die Zeit der weihnachtlichen Illusionen, für die Hausindustriellen des Thüringer Waldes die Zeit der nackten Not herauf, „das dürre Vierteljahr“ wie man im Oberland zu sagen pflegt Die Aufträge von Seiten der Verleger werden bereits Ende November und Anfang Dezember von Tag zu Tag geringer und es giebt Jahre, wo sie für 3 Monate ganz versiegen. Dann zieht Ruhe in die Familie des Hausindustriellen ein, die Ruhe des Hungers. Es erscheint demjenigen, der die Verhältnisse genauer kennt, fast wie ein Rätsel, wie diese von der Hand in den Mund lebenden Leute die arbeitsstille Zeit überstehen können. Wenn sich ihnen nicht sonst Gelegenheit bietet, irgend etwas zu verdienen, sieht es schlimm aus. „Wenn wir nichts zu arbeiten haben, gehen wir betteln“, erklärte lakonisch ein Schnitzer in Melchersberg.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade in diese Periode der Saison morte die Herstellung der Muster fällt. Der Arbeiter muß alles daran setzen, möglichst viele Aufträge zu bekommen und so giebt er seine Arbeitskraft zu jedem Preis weg. Hinter ihm steht die blasse Not und suggeriert ihm, billiger zu liefern als seine Brüder. Auf diese Weise wird das Unterbieten für den Einzelnen zu einer Existenzfrage.

Im März etwa vollzieht sich der Sprung vom Nichtsthun zur fieberhaften Arbeit. Bis zu diesem Zeitpunkt liegt die Arbeit mehr oder weniger danieder, nun beginnt sie wieder stark zu pulsieren. Die Hochsaison dauert vom Juni bis Oktober und erreicht im August und September ihren Höhepunkt. Dann muß alles angreifen vom ältesten Mütterchen bis zum jüngsten Kinde. Da kann man oft die ganze Nacht das Licht aus den kleinen Stübchen herausleuchten sehen. Die wild noch oben auswachsende Arbeitszeit zehrt den Schlummer auf oder verkürzt ihn erheblich, so daß man sich wundert, wie es die Leute aushalten. Der Kaufmann giebt, wenn das Geschäft gut geht, Auftrag über Auftrag; ein Bestellzettel jagt den anderen; ein besonderer Angestellter der großen Firmen, ein sog. Presseur, geht von früh bis spät bei den Hausindustriellen aus und ein und spornt sie zur schleunigen Erfüllung der gegebenen Ordres an. Wie die Peitsche hinter dem Pferde, so ist der Presseur hinter dem Haus-

industriellen. Der letztere kann nicht immer seinen Verpflichtungen nachkommen, wenn das Auftragquantum der verschiedenen Verleger, für die er arbeitet, zu groß wird. Neue Hilfskräfte werden nicht eingestellt, denn sie sind in der Saison zu teuer. Man arbeitet bis zur vollständigen Erschlaffung, nur um ein paar Pfennige mehr zu verdienen. Diese höchst intensive Thätigkeit kann der Hausindustrielle nicht dadurch abschwächen, daß er vorher auf Vorrat arbeitet, denn er hat nicht genug Geld, um so viel Rohmaterial zu kaufen, wie das etwa der große Fabrikant kann und dann erhält er ja zu einem großen Teil Modeartikel, die die Fabrik von sich abgestoßen hat, weil bei ihnen eine Vorratproduktion nicht am Platze ist. Es bleibt also nichts übrig, als das einzige elastische Element in der Produktion, die Arbeitszeit der eignen Familie, unbegrenzt auszudehnen. Der Sonntag wird dabei regelmäßig zu Hilfe genommen. Die Kirchen sind leer, die Werkstätten voll. Vergebens klagen die Geistlichen über die Sündhaftigkeit der Zeit, die sich vom Worte Gottes abwendet und den Feiertag von seiner heiligen Höhe herunterwirft auf das Niveau eines gewöhnlichen Arbeitstages. Da aber die Spielwarenindustrie unter die Saisongewerbe im Sinne des § 105 d der Gewerbeordnung fällt (wie aus einer Veröffentlichung des Reichsanzeigers vom Nov. 1894 hervorgeht), so ist die Arbeit am Sonntage auch in allen der Gewerbeordnung unterstehenden Betrieben zulässig. Ich habe häufig in hausindustriellen Werkstätten, die zehn und mehr Arbeiter beschäftigen und daher der Fabrikgesetzgebung unterstehen, beobachten können, daß sowohl am Sonntag Vormittag während der Kirchzeit als auch Nachmittags bis zum Anbruch der Dunkelheit gearbeitet wurde. Auf mein Befragen, erhielt ich die verschiedensten Antworten z. B. „Es ist noch ein dringender Auftrag eingegangen", oder „die Leute arbeiten im Akkord und möchten sich gern etwas mehr verdienen", oder „sie wollen Morgen blau machen und arbeiten daher heute fertig." Solche Gründe sind ja billig wie Brombeeren.

Von Wichtigkeit erscheint auch die Frage, ob sich die Saison im Laufe der Zeit verlängert oder verkürzt hat. Von vielen Seiten wurde das letztere behauptet. Nehmen wir an, daß diese Ansicht richtig ist, so würde sich die Arbeit auf eine immer kürzere Periode zusammendrängen und in demselben Maße ihre Intensität wachsen. In der Atrappenindustrie aber scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Der Grund hierfür liegt offenbar darin, daß Puppen, Christbaumschmuck und die vielen anderen Spielsachen Absatz nur auf dem Weihnachtsmarkt, die Atrappen aber außerdem noch auf dem Ostermarkt finden Das Ostergeschäft hat einen

starken Aufschwung genommen, man stellt Osterartikel heute bereits in ziemlich großen Massen her. Das hat eher zu einer Verlängerung als zu einer Verkürzung der Saison geführt.

Leider ist es mir nicht gelungen, etwas absolut Sicheres festzustellen, da keiner der „Praktiker" hierüber ein zuverlässiges Urteil besitzt.

Schließlich sind hier noch einige allgemeine Bemerkungen über den Einfluß des Geschäftsgangs auf die Lage der Heimarbeiter am Platze. Da das Spielzeug ein Luxusartikel ist, dessen Konsum in erster Linie von der Kaufkraft der Bevölkerung abhängt, so ist klar, daß mit dem Schwanken dieser Kaufkraft auch ein Schwanken im Bedarf nach Spielzeug eintritt. Dadurch entsteht der Wechsel in der Konjunktur, der den Verleger bei weiten nicht so stark trifft, wie den Heimarbeiter. Der erstere kassiert mit Behagen den Ueberschuß ein, den ihm die gute Zeit in den Schooß wirft. Die Perioden der Hansse bedeuten für ihn eine Zeit höherer Einnahmen. In der Rechnung und dem Budget des Hausindustriellen aber ändert sich während einer solchen ökonomischen Aufwärtsbewegung nicht viel. Umgekehrt ist es bei einer Absatzstockung. Da tritt mit einem Schlage Lohnverkürzung und Arbeitslosigkeit ein. Während also die unverdienten Konjunkturgewinne auf Seiten den Unternehmers bleiben, bleibt die unverschuldete Arbeitslosigkeit und Lohnverkürzung auf den Schultern des Hausindustriellen liegen. Eine Krisis trifft also beide mit verschiedener Wucht. Dadurch aber wird die Hausindustrie zum Blitzableiter für die die Fabrik treffenden verheernden Entladungen der kapitalistischen Produktionsweise.

16.

Die Lieferung.

Die Lieferung der Teilarbeit an den Bossierer oder der fertigen Ware an den Verleger erfolgt an einem der sechs Wochentage oder auch am Sonntag. Der Hauptlieferungstag aber ist der Sonnabend.

Die Regel ist, daß ein Mitglied der Familie den Korb mit Spielsachen auf den Rücken nimmt und den Weg antritt. Da darf sich keines scheuen, weder das Kind, das erst einige Jahre in die Schule gegangen ist, noch das alte Mütterchen, dessen Hände nicht mehr flink genug sind, um zu Hause genug fertig zu bringen. Jeder Tag der Woche sieht diese für die ganze Gegend typischen Gestalten mit ihrer Last auf dem Rücken die steinigen Gebirgsstraßen oder Fußpfade herabklimmen, oft Pausen

machend, um sich dann langsam weiter zu schieben. Es ist gewiß kein angenehmer Transport, wenn es auch bergab geht. Ganz besonders beschwerlich ist der Fußweg von Heinersdorf über das Gebirge. Das Dorf liegt weltverloren in einer Thalmulde, umsäumt von hohen Gebirgskämmen. Ein gewundener Pfad, der schließlich auf die Landstraße mündet, schlängelt sich über die Höhe. Von früh bis spät belebt sich dieser Waldweg mit Frauen, Männern und Kindern, die den Fleiß ihrer Hände nach Sonneberg oder Neustadt schaffen.

Die Beschwerlichkeit des Weges wird gesteigert durch seine Länge. Selbst von den entlegensten Orten her kommen die Lieferungen. Es beträgt, um nur einige Beispiele anzuführen, die Entfernung von Sonneberg bis Steinheid cr. 3 Stunden, bis Schalkau $2^1/_2$—3 Stunden, bis Hämmern, Effelder, Judenbach etwa $1^1/_2$ Stunde. Bedenkt man, daß mit der Länge des Weges der eintretende Zeitverlust größer wird, daß der Hausindustrielle mitunter stundenlang warten muß, ehe ihm seine Arbeit abgenommen wird, so begreift man wohl die Klagen, daß der Lieferungstag ein verlorener Tag sei, an dem nichts mehr verdient werden könne.

Bei der Lieferung werden gleichzeitig neue Bestellzettel in Empfang genommen, die Aufträge enthalten. Daß auch hier manche Willkür mit unterläuft, kann als menschlich angesehen werden. So erzählt man sich in Sonneberg, daß die schönsten Mädchen und Frauen auch die größten Aufträge bekommen.

Die Methode, bei der der Heimarbeiter sein eigner Lieferant ist, bildet die Regel. Wo er den Korb oder die Schanze nicht selbst zu tragen vermag, da versieht diesen Dienst ein primitiver Wagen, der von einem Hunde gezogen wird. Das Hundefuhrwerk ist eine häufige Erscheinung in den Straßen der Stadt. Schon seltener kommt das Kuh- oder Ochsengespann vor. Es handelt sich dann um größere Lieferungen, an denen nicht selten mehrere Hausindustrielle beteiligt sind.

An einzelnen Orten aber hat sich — und das scheint mir für die Reform auf diesem Gebiete ein besonders wichtiger Punkt — die Funktion des Transports der Ware von der Hausindustrie losgelöst und ist an besondere Organe übergegangen, die aus der Ablieferung des Spielzeugs an den Verleger ein Gewerbe machen.

Da sind zu nennen in erster Linie die Boten- und Lieferfrauen. Sie erhalten ein wie es scheint ziemlich hohes Entgeld, z. B. in Schalkau für Ablieferung eines Korbs Spielwaren nach Sonneberg 60 oder 70 Pf., dazu Kost, oder 1,20 Mk. ohne Kost. Mitunter sind die Lieferungssätze auch noch höher.

In Neustadt haben sich besondere Lohnfuhrwerker herausgebildet, die mit ihren von Pferden gezogenen Wagen die Schanze für 20 Pf. nach Sonneberg fahren. Es gibt ihrer z. B. etwa fünf.

Auch die Bauern des Dorfes übernehmen nicht selten den Transport. Es hat sich dabei die Praxis entwickelt, die Fracht nicht nach dem Gewicht der Ware, sondern nach ihrem Werte zu bemessen. Der Hausindustrielle zahlt ganz allgemein 6—7 Pf. von einer Mark Geldwert. Nehmen wir an, ein Drücker übergiebt dem die Lieferung besorgenden Bauern einen Korb mit Spielwarenteilen, die einen Bruttowert von 20 Mk. haben, so streicht der Bauer davon 7 × 20 = 1,40 Mk. ein. Fährt der Hausindustrielle aber selbst mit und kümmert sich um die Ablieferung in der Stadt, dann giebt er nur 5 Pf. von der Mark ab. Nur selten kommt es vor, daß sich die Transportabgabe (Fracht) nach dem Gewicht richtet, was doch das einzig Richtige wäre.

Es besteht demnach in der Spielwarenhausindustrie eine wenn auch bisher noch schwach entwickelte Tendenz, die Funktion des Absatzes von der Hausindustrie loszulösen, ihn zu verselbständigen, d. h. ihn an besondere durch den Privatgewinn getriebene Boten- und Fuhrleute zu übertragen, um den bei der persönlichen Ablieferung an den Fabrikanten oder Verleger eintretenden Zeitverlust zu umgehen. Leider ist man bei diesem ersten Schritt stehen geblieben und hat noch nirgends versucht, den Absatz der hausindustriellen Arbeit eines Dorfes einem einzigen oder mehreren Lieferanten zu übertragen, die von den Beteiligten bezahlt würden.

Ein solche im Interesse der Hausindustrie liegende Lieferungsorganisation könnte dazu beitragen, die Klagen zu beseitigen, die sich heute an das System der persönlichen Ablieferung heften und die im andern Fall immer auftreten werden, wenn die Sucht nach Gewinn dem privaten Lieferanten gebietet, den Hausindustriellen mit Abgaben zu brandschätzen, deren Höhe bereits aus den angegebenen Beispielen ersichtlich ist.

17.

Organisation.

Wenn es wahr ist, was im Vorhergehenden zu zeigen versucht wurde, daß die Spielwarenhausindustrie an zu niedrigen Löhnen krankt, so ist klar, daß hier der Hebel zur Besserung angesetzt werden muß. Die Geschichte

der Lohnarbeit lehrt, daß bessere Lohnbedingungen meistens erst das Resultat des Kampfes zwischen Unternehmern und Arbeitern sind. Allein es erscheint kaum annehmbar, daß alle Hausindustriellen zusammen den Kampf um Verbesserung ihrer Lage mit dem Verlegertum aufnähmen; denn sie können wegen ihrer Zerklüftung nicht einheitlich handeln; es besteht nicht die Spur eines sozialen Zusammenhanges. Der Einzelne vergräbt seine Klagen und sein Unglück in sich hinein. Die Gesamtheit aber erscheint als eine große schweigende Masse, die noch keine verbindende Formel für ihre gemeinsame Not gefunden hat.

Zwar sind wiederholt Versuche gemacht worden, die Heimarbeiterschaft materiell zu rangieren; alle Organisationspläne aber sind an dieser in ihre sozialen Atome aufgelösten Gesellschaft bereits im embryonalen Stadium gescheitert. Es fehlte eben jeder Klasseninstinkt, der sonst die Menschen zu gemeinsamen Handeln zusammenschmiedet. Zwar besteht in Sonneberg gegenwärtig ein Spielwarenarbeiterfachverein. Allein er zählt nur eine Hand voll Menschen, die gegenüber der Gesamtzahl von etwa 1600 Spielwarenarbeitern Sonnebergs gar nicht ins Gewicht fallen. Von diesem Vereine aus wurden 1889 Fragebogen an 500 Fabrikspielwarenarbeiter geschickt. Davon kamen nur 16 zurück — ein schlagendes Beispiel für die ungeheure Indolenz der Arbeiter. Ein organisiertes Eintreten dieser zusammenhangslosen, versumpften und verdumpften Masse ohne Gesichtskreis, ohne Initiative, für Verbesserung ihrer Lebensbedingungen ist natürlich nicht zu erwarten. Es fehlt jedes Verständnis hierfür; aber nicht fehlt es an Verständnis für Kriegervereine und dergleichen, wovon fast in jedem Dorfe einer anzutreffen ist. Unser Urteil kann auch nicht dadurch wesentlich anders gestimmt werden, daß man vereinzelt solche Kriegervereine als Vermittelungsorgane des Absatzes benutzt Dann segelt der Verein eben unter falscher Flagge. Als Kuriosum will ich noch mitteilen, daß die Bevölkerung zur Zeit meiner Untersuchungen in Sonneberg den Sedantag eine ganze Woche lang durch Aufführung patriotischer Festspiele feierte.

Das Einzige, was diesen Leuten, denen es an jedem Mittel fehlt, ihre materielle Lage zu verbessern, übrig bleibt, ist, sich gegenseitig zu unterbieten. Der Einzelne erkauft sich hin und wieder einen kleinen Vorteil auf Kosten der Gesamtheit. Dieser Zug zum Individualismus ist die jeder Organisation entgegenwirkende Kraft. So entstehen die großen Unterschiede, die wir in den Lieferungspreisen antreffen. In Heinersdorf z. B. gab ein Drücker einen 7 cm langen Puppenkörper für 70 Pf., sein Nachbar denselben für 45 Pf. pro Dutzend ab. Von dieser Differenz hatten beide

keine Ahnung; sie geben die Thatsache aber ohne weiteres zu, als ich sie darauf aufmerksam machte.

Wie ist hier zu helfen?

Wir haben gesehen, daß in diesen zusammenhangslosen Massen auch auch nicht der Funke eines Klasseninstinktes glüht, den sonst die gemeinsame Not zu entfachen pflegt. Aber setzen wir selbst eine Organisation voraus, so würde doch ein Arbeitsausstand völlig erfolglos sein: die Streikenden müßten nach wenigen Tagen die Arbeit wieder aufnehmen, wenn sie nicht verhungern wollten. Ein Streik gehört daher, selbst wenn wir auch die dazu nötigen psychologischen Voraussetzungen als gegeben annehmen, zu den Unmöglichkeiten. Die Kraftproben würden mit ganz ungleichen Waffen erfolgen. Eine Beseitigung der wirtschaftlichen Uebelstände aus eigner Initiative ist daher vollständig ausgeschlossen.

Wenn dem aber so ist, so hat nach meiner Wissenschaft der meiningsche Staat die Pflicht, den Hausindustriellen, die selbst nichts zur Verbesserung ihrer Lage thun können, zu helfen.

Es wäre dies auf zweierlei Weise möglich. Der Staat könnte, wenn auch mit Schwierigkeiten, eine Organisation der Heimarbeiter schaffen in der Weise, wie er andere Stände, z. B. Handwerker, Beamte, bereits organisirt hat. Dieser Vorschlag ist neuerdings von Brentano für die Heimarbeiter der Konfektionsindustrie gemacht worden. Auf die törichten Einwände, mit denen man auf Seiten der Interessenten hierauf antwortete, verlohnt es nicht, einzugehen. Aber in der Spielwarenhausindustrie erscheint dieser Weg kaum gangbar. Wozu organisieren, wenn die organisierten Massen nachher doch nicht in der Lage sind, ihre Forderungen durchzusetzen.

Soll wirklich eine radikale Besserung herbeigeführt werden, so muß man den Hebel ganz wo anders ansetzen. Die Ursachen des Elends liegen wie gezeigt, in letzter Instanz nicht in der niedrigen Lebenshaltung und der überlangen Arbeitszeit, sondern in den niedrigen Löhnen und der in dem Mechanismus der Hausindustrie begründeten Möglichkeit ihrer immer weiteren Reduzierung. Daher muß jede Reformbestrebung in diesem Punkte einsetzen: Der freie Arbeitsvertrag muß auch in der Hausindustrie, deren Arbeiter von dem kaufmännischen Kapital immer mehr ausgebeutet und der Verelendung preisgegeben werden, durch Gesetz beschränkt werden und zwar dadurch, daß dem Hausindustriellen ein Minimallohn gesetzlich garantiert wird. Dieser Gedanke ist keineswegs neu. Wir finden ihn bereits in der Städtepolitik der vergangenen Jahrhunderte häufig wiederkehren, und in

neuester Zeit lebt er wieder auf in demjenigen Lande, das an der Spitze der Arbeiterschutzgesetzgebung der ganzen Welt steht, in Australien.

Zur Festsetzung eines staatlichen Minimallohntarifs für die Spielwarenheimarbeiter müßte zunächst eine Kommission, bestehend aus Verlegern und Heimarbeitern in Thätigkeit treten, die die Tarife durchzuberaten und mit einfacher Majorität festzusetzen habe. Dabei darf die Vielheit und Mannigfaltigkeit der Artikel kein Abschreckungsmittel bilden. Alle solche Tarife sind naturgemäß kompliziert, das ist unvermeidlich.

Wir setzen zunächst voraus, daß man sich wirklich zu einem so kühnen Schritt entschließt und obligatorische Mindestlöhne festlegt, dann fragt es sich, welche Folgen würden daraus entspringen einmal für die Heimarbeiter, dann für die Verleger.

Für die ersteren würde ohne Zweifel die Fixierung eines niedrigsten Lohnes auf eine Hebung der Lebenshaltung und auf eine Reduktion der übermäßigen Arbeitszeiten hinwirken sie würde diese Parias wieder zu Menschen machen.

Allein eine untere Lohngrenze würde nicht genügen, es müßte weiter für diejenigen gesorgt werden, die oberhalb dieser Grenze keine Arbeit finden. Ihre Zahl dürfte nicht gerade klein sein, da die Hausindustrie mit Ueberschüssen an Menschen arbeitet. Wer daher zu den gesetzlich fixierten Minimallohn keine Arbeit findet, gilt als arbeitslos. Hier müßte nun eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit einsetzen, die es bisher in Deutschland nicht giebt, weil es an einem Lohnminimum fehlt, die aber in England, auf dem Boden des Trade Unionismus erwachsen, vorhanden ist, weil dort jede gewerbliche Thätigkeit vor einer untersten Lohngrenze halt macht. Ein Lohnminimum für die verschiedenen Berufe ist daher die Voraussetzung für eine Arbeitslosenversicherung. Das eine ohne das andere ist wertlos oder unmöglich.

Wie würde sich nun die Wirkung einer derartigen Reform für den Verleger äußern? Man kann nicht annehmen, daß der Verleger den höhern Lohn aus seiner Tasche bezahlen wird, er wird ihn vielmehr auf den Preis des Spielzeugs schlagen und die Mehrkosten würde in letzter Instanz der Konsument tragen. Das wäre nicht schlimm. Aber die Sonneberger Spielwarenindustrie ist größtenteils Exportgewerbe, ihre Produkte konkurrieren auf den Spielwarenmärkten anderer Länder, eine Preiserhöhung könnte daher das deutsche Spielzeug in Schwierigkeiten auf den Weltmarkt bringen. Allein ich glaube nicht, daß eine derartige Gefahr vorliegt, denn die deutsche Spielwarenindustrie ist so blühend und innerlich

so stark, daß eine kleine Preiserhöhung nicht im Stande wäre, ihr Prestige zu brechen. Sind doch auch die großen Wunden schnell verhascht, die ihr infolge des Umschwungs in der Handelspolitik am Ende der 70er Jahre geschlagen wurden. Der damalige Verlust wichtiger Absatzmärkte hat einer weiteren Steigerung des Exports keine Fesseln anzulegen vermocht. Und in aller jüngster Zeit scheint es, als ob der Rückgang, der in dem Export nach Amerika einzutreten droht, durch den verstärkten Absatz nach England, den Niederlanden, Frankreich, Britisch-Ostindien und Australien wieder wett gemacht werden soll.

Wir haben bei diesen Erörterungen stillschweigend vorausgesetzt, daß die Hausindustrie nach wie vor bestehen bleibt. Es wäre aber nicht ausgeschlossen, daß es anders käme, daß nämlich der höhere Preis der Arbeit dem Fabrikanten die ganze hausindustrielle Betriebsform verleidete und entbehrlich erscheinen ließe. Der Fabrikant würde dann seine Fabrik vergrößern und der reine Verleger zum Fabrikbetrieb übergehen müssen. Dann würde der Arbeiter in die Fabrik wandern, in der ihm immerhin bessere Bedingungen winken, als er in seiner Heimstätte kennt. Er würde den Bestimmungen der Arbeiterschutzgesetzgebung unterworfen sein, die bisher einer mechanischen Uebertragung auf die Hausindustrie spotteten. Diese höchst wahrscheinliche Folge würde auch der Behauptung die Spitze abbrechen, daß eine derartige Reform die Hausindustrie sanktionieren und verewigen wolle.

Nun bleibt noch eine Meinung zu entkräften die stereotyp bei allen Neuerungen aufzutreten pflegt. Die Verleger werden sagen: Es geht nicht. Eine solche Anschauung wird am besten dadurch widerlegt, daß man Fälle nachweist, wo der betreffende Gedanke bereits praktisch durchgeführt ist. Das ist für die Hausindustrie der Fall in Viktoria (Australien). Dort hat der Staat für eine Reihe von Gewerben, in denen die Arbeiter sich selbst nicht zu helfen vermochten, Minimallohntarife festgesetzt. Das Gesetz trat am 28. Juli 1895 in Kraft und wurde im folgenden Jahre durch 2 Novellen ergänzt. Es kam zu Stande unter der heftigsten Opposition der Unternehmer. „Selten hat man so oft von der Heiligkeit des Hauses und der Familie gesprochen als in den stürmischen Beratungen des Gesetzes von 1895“ [1]).

Aus den Berichten der Gewerbeinspektoren wissen wir, daß sich dieser Eingriff in den freien Arbeitsvertrag bewährt hat. Ich will im Folgenden einiges aus einer Arbeit eines österreichischen Gelehrten, Dr. **Schwiedland**,

1) **Brauns** Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, Bd. X, S. 585.

mitteilen, daß sich speziell mit den Folgen dieser Maßregel für die Hausindustrie in der Konfektion beschäftigt. Schwiedland schreibt[1]): In der eigentlichen Konfektion hatte die Verordnung vor Beginn ihrer Wirksamkeit dieselbe Wirkung wie die Ankündigung einer Zollerhöhung für Exportgewerbe. Die Erzeugung wurde beflügelt, um vor dem Inkrafttreten noch möglichst große Vorräte aufhäufen zu können. . . . Die Folge war, daß der Unternehmer alle Arbeitskräfte in seinen Werkstätten konzentrierte, denn schließlich basiert ja die große Verbreitung der Hausindustrie nicht auf einer speziellen Vorliebe des Unternehmers für diese Betriebsform, sondern auf dem größeren Profit, den sie ihm gewährt. Fällt dieser weg, ja, kommt gar die Werkstättenarbeit billiger, so mag der technische Fortschritt oder das Fabrikwesen seine Siege feiern. Das Gesetz machte der Heimarbeit den Garaus. Die Leute, die früher daheim bei 70—80stündiger Arbeitszeit 12—14 Mk. verdienten, die erhielten jetzt in einer viel kürzeren Arbeitsspanne sofort über 20 Mk. Allein die Arbeiter, die nicht in der Werkstatt unterkamen, bezahlten die Kosten dieser Verbesserung in der Lage der andern. Außerdem wird hervorgehoben, daß die Arbeitsanspannung in der Fabrik außerordentlich wuchs, daß die Unternehmer von den Arbeitern enorme Leistungen verlangten.

Alles in allem aber ist der Erfolg ein günstiger zu nennen. Das Gesetz wirkte wie ein Verbot der Heimarbeit. In Scharen gingen die Arbeiter in die Werkstätten der Fabrikanten über, was übrig blieb verfiel der Armenpflege.

Auf diese Weise ist der Hausindustrie, dieser Brutstätte von Elend, Hunger und Krankheit, mit einem Schlage der Boden abgegraben worden. In kurzer Zeit hat sich die Metamorphose vollzogen: die Hausindustrie ist restlos in der Fabrik aufgegangen. Darauf steuert ja schließlich die ganze weitere Entwickelung einer Betriebsform hinaus, deren Produktion heute noch gekettet ist an die Ruinen eines verfallenden Systems, dessen letzte Stützpfeiler Ueberarbeit und Unterkonsumtion sind.

18.

Entwickelungstendenzen.

Ehe wir das Meininger Oberland verlassen, erscheint es noch notwendig, die Frage zu beantworten, welche Veränderungen in der allgemeinen

---

1) Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. XVI, III. Folge, S. 489 ff.

Stellung der Hausindustrie in den letzten 20 Jahren eingetreten sind. Erst daraus wird sich zeigen, ob eine allgemeine Entwickelungstendenz auch die Spielwarenhausindustrie beherrscht. Ich betone von vornherein, daß das Resultat, zu dem wir gelangen werden, kein einfaches ist.

In jeder Hausindustrie können sich im Laufe der Zeit Wandlungen vollziehen. Diese können bedingt sein durch die Verschiebung des Produktionsstandorts. Dieser Fall liegt hier nicht vor. Auch ein Abfließen in die Zentren der Holzspielwarenfabrikation — das sächsische Erzgebirge — und der Blechspielwarenindustrie — Nürnberg-Fürth — läßt sich nicht nachweisen.

Eine Aenderung könnte ferner bedingt sein durch Erweiterung des Produktionsgebietes. In der That hat die Zahl der Artikel im Laufe der letzten Zeit außerordentlich zugenommen. Wenn man von den aufsteigenden Größen und verschiedenen Qualitäten derselben Sorte absieht, so weisen komplette Musterbücher doch über 3000 Nummern verschiedenen Spielzeugs auf.

Es sind namentlich zwei größere Zweige der Spielwarenindustrie, die einen nachhaltigen Aufschwung erlebt haben. Anfang der 70er Jahre wurde die Industrie gekleideter Puppen von zwei Häusern die heute noch bestehen (Franz und Hackmeister) in Sonneberg eingeführt. Vor dieser Zeit erhielt das Kind die Puppe entweder unbekleidet oder die Mutter fertigte das Kleidchen selbst. Dieser neue Zweig der Puppenbekleidung dehnte sich bald aus und führte zu einer großen Expansion der Hausindustrie. Die Frauen- und Mädchenarbeit nahm enorm zu und der sich entspinnende Konkurrenzkampf der Heimarbeiter erhielt Schlag auf Schlag durch das Angebot der Arbeit derer, die einen für ihre Existenz nicht ausschlaggebenden Nebenerwerb in der Puppenbekleidung suchten.

Das zweite Gebiet, das ohne Zweifel eine außerordentliche Erweiterung erfahren hat, ist die Hausindustrie des Christbaumschmucks. Hier konnte man, wie früher gezeigt, von dem Augenblicke an in ganz anderen Dimensionen arbeiten, als das Gas jeder Hütte zugänglich gemacht wurde. Seitdem hat die Glasbläserei und die hausindustrielle Herstellung des Christbaumschmucks einen enormen Aufschwung gefeiert. Und wenn auch jetzt durch den Bau von Gasanstalten z. B. 1899 für Steinach noch neue Bezirke der Glasbläserei erschlossen werden sollen, so ist es doch für den Kenner der Verhältnisse ziemlich wahrscheinlich, daß der hier bemerkbare Aufschwung seine Mittagshöhe vielleicht bereits erreicht, wenn nicht schon überschritten hat. Die große Anziehungskraft, die die Hausindustrie des

Christbaumschmucks ausübt, muß natürlich über kurz oder lang zu einem Ueberangebot an Arbeitskräften und zu einer Depression führen. Vorläufig nimmt hier die Hausindustrie rapide zu, erobert sich neue Dörfer und dringt bis in die entlegendsten Hütten. Es fragt sich nur, wie lange noch?

Während wir so sehen, daß gewisse Produktionszweige sich in die Breite auswachsen und eine Vermehrung der Hausindustrie naturnotwendig zur Folge haben, dürfen wir andererseits nicht übersehen, wie auf diese Entwickelung die deutsche Handelspolitik, die Ende der 70er Jahre den Umschwung vom Freihandel zum Schutzzoll durchmachte, eingewirkt hat. Der Export nach Frankreich, Spanien, Italien, Rußland u. s. w. schrumpfte seitdem immer mehr zusammen und sank schließlich auf ein Minimum herab, das sich auch seit Abschluß der Handelsverträge nicht wesentlich änderte. Dieser Verlust ist, wie bereits gezeigt, nicht im Stande gewesen, die Produktion einzuschnüren. Der Markt der Hauptabsatzgebiete wurde durch billigere Waren, die der Hausindustrie entstammten, erweitert und gesättigt und damit der eingetretene Verlust überkompensiert. Diese Verschiebung war keine so übermächtige, als das es ihr gelungen wäre, der Hausindustrie Terrain abzutrotzen, trotzdem es kaum zweifelhaft sein kann, daß sie verschlechternd auf die Lage der Heimarbeiter einwirkte. Bereits 1885/87 sagt der Bericht der Sonneberger Handels- und Gewerbekammer[1]), also eines Organs, das seiner ganzen Natur nach hauptsächlich die Interessen der Unternehmer im Auge hat: Auch die arbeitenden Klassen, insbesondere die Hausindustrie, ist in ihrem Einkommen wesentlich geschädigt (durch die neue Handelspolitik). Der geringe Durchschnittsnutzen aber wird hier mit vermehrter Arbeitskraft auszugleichen gesucht.

Man darf jedoch die Wirksamkeit der erwähnten auf eine Vermehrung der Hausindustrie losarbeitenden Faktoren nicht überschätzen und zwar aus dem Grunde nicht, weil ihnen andere entgegenstehen, die auf ein fortschreitendes mechanisches Losbröckeln einer Reihe von Elementen und damit auf eine Herabsetzung des Gesamtbestandes der Hausindustrie abzielen.

Diese Erscheinung und ihre Ursachen kennen zu lernen, ist von großem sozialen Interesse.

In erster Linie kommt in Betracht der Zug in die Fabriken. Von dem Augenblicke an, wo in der Nähe hausindustrieller Spielwarenbetriebe neue Arbeitsgelegenheiten entstehen, die einen höheren Lohn und bessere Lebenshaltung ermöglichen, beginnt ein permanentes Abfließen des haus-

1) S. 100.

industriellen Menschenmaterials nach den Punkten der höheren Lohnraten und des geringeren sozialen Drucks. Solche neue Arbeitsgelegenheiten haben für das Meininger Oberland namentlich die Porzellan- und Eisenfabriken geschaffen. Wir sehen hier von den neuentstandenen Puppenfabriken ab, nicht weil hier der Zustrom etwa fehlte, sondern weil er erst nach jenen Industrien in Betracht kommt, in denen die Lohnverhältnisse günstiger liegen. Der Menschenanprall ist natürlich hier intensiver, weil in der Konkurrenz der Lohnraten untereinander immer die höhern den Sieg davon tragen. Ja ich habe sogar in Sonneberg über Arbeitermangel klagen hören. Das erscheint erklärlich, wenn man hört, daß es wohl kaum eine Puppenfabrik in Sonneberg oder eine anderen Stadt im Oberland giebt, deren weibliche Arbeitskräfte (von Direktricen und dergl. Sonderpersonal abgesehen) einen Lohn von 13 Mk. pro Woche erhalten. Die Lohngrenze liegt allenthalben tiefer. In allen Porzellanfabriken aber ist der Lohn für weibliche Arbeiter nie niedriger als 13 Mk. In der Regel beträgt er 13—16 Mk. Daher sieht der Sonneberger Fabrikant mit einem bösen Blick hinüber nach Köppelsdorf. Dort dampfen seit Anfang der 80er Jahre die Schornsteine dreier großer Porzellanfabriken, die ca. 800 Arbeiter beschäftigen. Durch das Aufkommen solcher Porzellanfabriken in Hüttensteinach, Rauenstein u. s. w. — es giebt ihrer im Kreise Sonneberg z. B. 12 — ist allerdings eine neue Art der Hausindustrie ins Leben getreten: Das Bemalen von Figuren, Tellern u. s. w. und der Guß in Formen. So vollzieht sich hier ein eigenartiger Prozeß: Die magnetisch wirkenden Fabriken ziehen Spielwarenheimarbeiter an und heben sie auf ein höheres Niveau, gleichzeitig aber stoßen sie einen Teil derselben wieder ab, legen ihn hausindustriell fest und drücken so seine Lebenshaltung wieder herab.

Diese neu entstandenen Porzellanfabriken aber haben der Spielwarenhausindustrie nicht nur Menschen entzogen, sondern auch Teile des Produktionsprozesses. Sie haben den Drückern einen Artikel weggenommen, der bisher ausschließlich aus Papiermaché bestand: den Kopf der Puppe. Die meisten Puppenköpfe sind heute aus Porzellan gemacht. Nur die ganz großen sind wegen der Schwierigkeit, die sie einer Herstellung aus diesem Material entgegensetzen, dem hausindustriellen Betriebe verblieben. Die Herstellung der Puppenköpfe ist, wenn wir von den noch übrig bleibenden Wachs- und Papiermachéköpfen absehen, heute größtenteils von der Hausindustrie abgesplittert und Gegen-

stand des fabrikmäßigen Großbetriebes der Porzellanindustrie geworden.

Das Aufkommen der Porzellanfabriken im Meininger Oberland aber hat noch eingreifender gewirkt: es hat nicht nur die Drücker von Puppenköpfen dezimiert, sondern eine andere Kategorie hausindustrieller Arbeiter, die Glasspielzeugmacher, geradezu auf den Aussterbeetat gesetzt. Nur wenige dieser Heimarbeiter haben sich noch erhalten. In Lauscha, dem Mittelpunkt der Glasindustrie Thüringens, giebt es ihrer noch sechs. Wenn man diesen Leuten einmal bei der Arbeit an ihrem Tisch zugesehen hat, mit welcher Feinheit und Geschicklichkeit sie die Formen eines Hirsches, eines Schwanes, eines kleinen Männchens, wie man es auf Pfeifenköpfen sieht, zu treffen verstehen, ohne Anwendung von Formen, nur durch Blasen und Recken der Glieder in der Stichflamme, so erstaunt man geradezu über diese Paradestücke. Jedoch ihre künstlerische Fertigkeit hat nicht vermocht, sie vor dem Untergang zu schützen. Die aus Glas hergestellten Figuren sind leicht zerbrechlich und verhältnismäßig teuer. Hier setzt die Konkurrenz des Porzellans ein. Die Porzellanfabriken bemächtigten sich dieser Artikel und in dem Maße, wie dies geschah, ging die Hausindustrie zurück. Auch aus Celluloïd werden bereits eine Anzahl der Figuren hergestellt, die einst die ausschließliche Domäne der Glasspielwarenarbeiter waren. Die Abnahme der Hausindustrie ist hier die Folge des allmähligen Uebergangs der von ihr hergestellten Artikel an eine Fabrikation, die mit einem anderen Material arbeitet, das besser, haltbarer und billiger ist.

Auf ähnliche Ursachen ist die langsam fortschreitende Reduzierung einer andern Klasse hausindustrieller Arbeiter, der Schachtelmacher, zurückzuführen. Die Schachteln, in denen das Spielzeug aufbewahrt wird, wurden früher fast ausschließlich aus Holz hergestellt. Die hohen Holzpreise haben allmählich dieses Material verdrängt. Heute sind die Holzschachteln seltner geworden, an ihre Stelle sind Pappschachteln getreten. So ist an einigen Orten die Holzfabrikation überhaupt zurückgegangen. In Steinach z. B. hatte sie noch in den 70er Jahren große Bedeutung und beschäftigte viele Arbeitskräfte. Mit der Zeit hat sie immer mehr abgenommen und die Arbeiter sind in die Griffelfabrikation übergegangen[1]. Noch im Jahre 1877 zählte man 103 selbständige Schachtelmacher mit 54 Gehilfen und 94 selbständige Kastenmacher mit 34 Gehilfen;

---

1) Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg 1883/84, S. 59.

heute wird die Gesamtzahl der Kastenmacher in Steinach auf 55, die der Schachtelmacher auf 38 angegeben [1]). Auch in Hämmern haben sich die Schachtelmacher stark vermindert, ebenso die Koffermacher, die kleine Koffer aus Holz herstellten. Auch hier wiederholt sich die Erscheinung, die wir schon im Vorhergehenden kennzeichneten. Mit der Aufgabe des alten Rohmaterials geht die Herstellung eines Artikels an eine andere Industrie über und ein erheblicher Teil der Hausindustriellen sieht sich gezwungen, dem alten Berufe untreu zu werden.

Vollständig aufgeräumt haben die letzten beiden Jahrzehnte unter den Wismutmalern. Es waren dies dereinst Leute, die eine große Bedeutung hatten. Als noch das Gewerbe zünftig organisiert war, waren sie neben den Schnitzern die Hauptrepräsentanten desselben. Sie hatten das Holzspielzeug, das sie vom Schnitzer erhielten, all die Schachteln, Kasten, Koffer, Kinderspielschränke, Säbel, Gewehre und ähnliches mit Blumen, Tieren u. s. w. zu bemalen. Das thaten sie freihändig und ihre Thätigkeit galt allgemein als eine künstlerische. Aber dies hat sie vor dem Untergang nicht schützen können. Seit dem Aufkommen des Buntdruckverfahrens und der Abziehbilder wurden sie brotlos. Vor 25 Jahren gab es in Sonneberg noch 20 Vertreter dieses künstlerischen Gewerbes in der Hausindustrie; heute ist kein einziger von ihnen mehr zu finden.

Eine Abnahme haben ferner erfahren die Perlenmacher, die ja direkt mit der Spielzeugfabrikation nichts zu thun haben, aber den Glasbläsern für Christbaumschmuck so nahe stehen, daß wir sie nicht gut übergehen können. Der Grund, daß immer mehr Hausindustrielle der Perlenbläserei untreu werden, liegt in der schon an anderer Stelle behandelten Preisgestaltung dieses Artikels. Die Perlen haben sich noch jener glänzenden Hausse in den 80er Jahren von ihrem Preissturz nicht mehr erholt. Die Konkurrenz der böhmischen Perlen und die Mode haben weiter dazu beigetragen, daß neue Kräfte sich nicht auf diese Hausindustrie warfen. Gegenwärtig wird die Perlenbläserei vorwiegend als Nebenbeschäftigung betrieben. Die Holzarbeiter z. B., die im Sommer in den Wald gehen, machen im Winter Perlen, oder die Frauen der Handwerker suchen sich hier einen kleinen Nebenverdienst.

---

1) Anschütz, Rückblick auf die 30jährige Thätigkeit der Handels- und Gewerbekammer zu Sonneberg 1896, S. 60.

Wir sehen also eine Reihe von Symptomen, die auf einen unaufhaltsam fortschreitenden Prozeß des sozialen Sterbens gewisser Teile der Hausindustrie hindeuten. In den Klang der Glocken, die auf den Höhen des Thüringer Waldes alltäglich leuten, mischen sich Sterbelaute; in dem Brausen der Jubelakkorde der sich mächtig entfaltenden Großindustrie vernimmt ein wachsames Ohr das leise Wimmern der Opfer, die ausgemerzt wurden. Noch lange stehen wir nicht am Schluß dieser Entwickelung und zwar deshalb, weil im ganzen Meininger Oberland noch nirgends die morderne Maschinentechnik Bresche in die physischen und moralischen Grundlagen der Handarbeit geschlagen hat. Die maschinenmäßige Herstellung von Spielzeug ist dort noch so gut wie unbekannt. Anders im Erzgebirge[1]). Dort sind in dem obern Bezirk in den letzten 10—12 Jahren überall Fabriken entstanden, die heute an ihren Maschinen 25—200 Arbeiter beschäftigen. Diese Maschinen haben unter den Hausindustriellen in der Holzspielwarenindustrie tüchtig aufgeräumt, ja die Existenz einer Anzahl Hausindustrieller gradezu vernichtet. Vor einem Decennium waren z. B. im Rothenthal noch 120 Holzdrechsler thätig, die nur Spielwaren fertigten. Heute sind nur noch 55 ortsanwesend und von diesen hatten sich 20 auf andere Formen der Drechslerei werfen müssen, damit die übrigen leben konnten. In demselben Orte gab es gegen Ende der 80er Jahre 30—40 selbständige Federkastenmacher, heute nur noch 2. Sie sind durch 4 große Fabriken überflüssig gemacht worden, die 20—70 Arbeiter beschäftigen. In weiteren 10 Jahren, schreibt ein Rothenthaler Holzdrechsler, wird hier und in der Umgegend die Hausindustrie in der Spielwarenbranche ganz aufgehört haben. — Auch in den Fachblättern werden bereits die Produkte maschineller Betriebe hervorgehoben. So las ich zufällig im „Wegweiser", vom 25. Februar 1898, dem Geschäftsorgane der Spielwaren u. a. Interessenten, von Puppenköpfen, die von Schmidt & Co. in Georgenthal in Thüringen auf maschinellem Wege hergestellt werden und zwar vollständig massiv aus Holz nach künstlerischen Modellen. Die Fabrik ist nicht mehr auf die persönliche Geschicklichkeit und Veranlagung des Arbeiters angewiesen, der naturgemäß niemals eine ganz gleichartige Ware fertig bringen kann. In Sonneberg hat man von diesen Neuerungen noch so gut wie nichts begriffen. Ohne Zweifel aber ist das Schicksal der Hausindustriellen

1) Die folgenden Mitteilungen entstammen einen Artikel von Rosenow: Die Holzspielwarenfabrikation im oberen Erzgebirge in der „Neuen Zeit" 1898/9, S. 548 ff.

im Erzgebirge ein ernster Fingerzeig für die Zukunft. Gewinnt die Maschine für die Spielwarenindustrie eine weitere Bedeutung, dann ist damit das stärkste Ferment für eine vollständige Zersetzung der Hausindustrie gegeben.

Das sich dieselbe schon jetzt trotz mancher Gegenströmung vorbereitet, wird nach dem Gesagten als wahrscheinlich bezeichnet werden können. Seitdem die moderne Arbeiterbewegung auch in jenen Gebieten ihren Einzug gehalten hat [1]), beginnt in den Köpfen der Leute der Gedanke zu dämmern, daß es mit ihnen nicht eher besser werden kann, als bis es dem alten Betriebssystem an Nachwuchs fehlt. Freilich ist, wie früher betont, die Vermehrung jener industriellen Waldbevölkerung eine ungeheur starke. Es kommen Familien mit 20 Kindern vor. Aber auch die Sterblichkeit ist groß, der Tod hält stets reiche Auslese, namentlich unter den Kindern. Man kann es als einen großen Fortschritt begrüßen, wenn sich im Meininger Oberland immer mehr der Gedanke verbreitet, daß die Arbeiter den Zuzug aus den eigenen Familien in die Hausindustrie fernhalten müssen. Die politische Gesinnung wirkt hier wie ein Schutzzoll auf den Eintritt in die Hausindustrie. Aber bei weitem nicht alle Heimarbeiter haben in dieser Beziehung ihr momentanes persönliches Interesse den Interessen der kommenden Generation geopfert. Ein Vater, dessen 14jähriger Sohn in demselben Elend weiter frohnen sollte wie seine Eltern, entgegnete auf meine Vorstellung: Wenn wir uns unser ganzes Leben geschunden haben, kann sich unser Sohn auch schinden! Auf diese harte Logik stützt sich heute ein vielleicht nicht ganz unbedeutender Teil der hausindustriellen Arbeiterschaft.

Der Abbröckelungsprozeß von der Hausindustrie würde vielfach stürmischer verlaufen, wenn die Heimarbeiter zu einem Teil nicht noch an die Landwirtschaft gekettet wären. Dieses Verhältnis ist so zäh, daß die Lösung nur schwer erfolgt. Daher glaube ich auch, daß es verkehrt ist, der länd-

---

1) Der zweite Meininger Wahlkreis zählte:

1878 :	809
81 :	—
84 :	3490
87 :	4659
90 :	7215
93 :	8686
98 :	8845

sozialdemokratische Stimmen.

lichen Hausindustrie mit einer Agrarreform helfen zu wollen. Man würde damit einen noch größeren Teil der Hausindustriellen durch ein Stückchen Acker noch fester mit einem Betriebssystem verbinden, das sich ökonomisch, technisch und moralisch überlebt hat.

Als allgemeines Resultat in Bezug auf die momentane Gestaltung der Hausindustrie ergiebt sich ein veränderliches Bild. Es zeigt: ein ewiges Kommen und Gehen, ein Losbröckeln von der alten hausindustriellen Basis, ein bloßes Herüber- und Hinüberfluktieren von einer Hausindustrie in die andere. Unter dieser verworrenen Unterströmung aber zeigt sich klar und deutlich ein allmähliches Absickern nach den Orten geringeren wirtschaftlichen und sozialen Druckes und damit Hand in Hand gehend eine Abnahmetendenz, die schneller oder langsamer, je nach den erörterten Möglichkeiten, das alte Fundament unterhöhlen muß, auf dem sich heute das Verlagssystem aufbaut.

Dann wird eines schönen Tages auf dem Thüringer Wald die Stunde schlagen, in der man die alte Hausindustrie zu Grabe läutet und damit jenen Abgrund von Armut, Hunger und Krankheit aus der Welt schafft, der heute am Ende des 19. Jahrhundert einen dunkeln Fleck in der sozialen Geschichte Deutschlands bildet.

Tabelle I.

Arbeitsbeteiligung und Arbeitszeit der Schulkinder des Kreises Sonneberg.

Auszug aus den amtlichen Erhebungen vom April 1898.

Ort	Anzahl der Lehrer	Anzahl der Kinder	Zu gewerblichen Arbeiten wurden herangezogen abs.	Zu gewerblichen Arbeiten wurden herangezogen rel.	Längste Dauer der Arbeit bis	Anzahl der Kinder, die an mehr als 3 aufeinanderfolgenden Abenden bis z. d. in der Vorspalte angegebenen Stunde arbeiteten abs.	rel. 1)	Art der Beschäftigung
Schalkau . .	6	408	201	49,26	6 h Morgens	2	0,99	Nähen v. Puppenhemdchen, Auflegen v. Masken
Rückerswind .	1	35	19	54,28	11 h Nachts	—	—	Anstreichen v. Armen u. Beinen, Verfertigen von Vögeln, Stürzenschlägern 2c.
Mengersgereuth	2	178	139	78,09	do.	31	22,30	Drücken und Schnitzen
Rabenäußig .	1	86	70	81,39	do. fast alle bis 10 h	2 resp. 60	2,85 85,71	do. do.
Rauenstein . .	4	392	287	73,21	11 h Nachts	8	2,78	Porzellan- und Puppenindustrie
Schichtshöhn .	1	56	45	80,34	12 "	11	24,44	Ratschenmachen
Seltendorf . .	1	63	18	28,57	9 "	4	22,22	Drücken, Schnitzen, Bossieren
Theuern . .	1	105	30	28,57	8—½9 "	—	—	Gießen, Formen, Stopfen, Nähen
Hämmern . .	4	268	171	63,80	3 h Morgens	—	—	Drücken, Schnitzen, Bossieren
Grümpen . .	1	85	42	49,41	11 h Nachts	15	35,71	do.
Forschengereuth	1	104	75	72,11	11½ "	55 2)	73,33	do.
Effelder . . .	3	256 3)	168	65,62	12 "	2	1,19	do.
Bachfeld . .	1	116	60	51,72	11 "	—	—	do. Märbelpicken
Almerswind .	1	90	25	27,77	10 "	12	48,00	Drücken, Schnitzen
Truckendorf .	1	27	1	3,70	½12 "	1	100	Drücken
Meschenbach .	1	38	12	31,58	10—½11	—	—	Bossieren, Porzellanmaler- u. Drückerei
Truckenthal .	1	63	19	30,15	½11	2	10,52	—
Gefell . . .	1	109	—	—	—	—	—	—
Bettelhecken .	1	91	26	28,57	11	—	—	Puppenfabrikation
Trp.		2570	1408					

1) Die Prozentzahlen müssen auf die arbeitenden Kinder berechnet werden, sie auf die Gesamtzahl der Kinder zu beziehen — wie das fast alle Berichte thun — hat gar keinen Sinn. — 2) Von 10 bis 11. — 3) In den Akten sind 85,33 Kinder pro Lehrer gegeben.

Ort	Anzahl der		Zu gewerblichen Arbeiten wurden herangezogen		Längste Dauer der Arbeit bis	Anzahl der Kinder, die an mehr als 3 aufeinanderfolgenden Abenden bis z. d. in der Vorspalte angegebenen Stunde arbeiteten		Art der Beschäftigung
	Lehrer	Kinder	abs.	rel.		abs.	rel.	
Trp.		2570	1408					
Neuenbau . .	2	168	105	62,50	durchgearbeitet	—[1]	—	Tuschkastenherstellung
Mupperg . .	2	156	—	—	—	—	—	—
Malmerz . .	1	110	17	15,45	9 h Abends	4	23,53	Puppenstopfen, Augeneinsetzen, Anfertig. v. Puppenkleidchen u. -Schuhen, Papiermaché-Arbeit
Lindenberg . .	1	42	—[2]	—	—	—	—	—
Köppelsdorf .	2	220	7	3,18	11 h Abends	—	—	Dockenstopfen, Abputzen v. Flaschenverschlüssen
Judenbach . .	4	394	111	28,17	2 h Nachts	2	1,80	Kasten- u. Balgmachen, Spielwaren
Jagdshof . .	1	88	45	51,13	12 h „	1	2,22	Auflegen u. Streichen v. Masken u. Reiben von Farbe
Hüttensteinach .	2	186	23	12,42	11 h „	1	4,34	Drücken. — Puppenschuhe
Hüttengrund .	1	88	12	13,63	10 h „	2	16,66	Papiermachéarbeiten
Hönbach . .	1	107	26	24,29	1/2 12 h „	2	7,69	Drücken
Heubisch . .	1	70	—	—	—	—	—	—
Heinersdorf .	3	261	104	39,84	3 h Morgens	—	—	Drücken und Maskenarbeit
Unterlind . .	1	81	1	1,23	7 h[3]	1	100	Einbinden
Mürschnitz . .	1	90	41	45,55	11 h Nachts	4	9,75	Körperaufstecken, Ausbohren der Gelenke, Drücken
Steinbach . .	1	93	31	33,33	11 h „	2	6,45	Masken, Balgstopfen, Drücken
Sichelreuth . .	1	57	—	—	—	—	—	—
Schwärzdorf .	1	122	6	4,92	11 h Nachts	6	100	Maskenfabr., Farbkästen, Stellmacherarbeiten
Schierschitz . .	1	68	—	—	—	—	—	—
Neufang . .	2	143	95	66,43	10 h Nachts	—	—	Dressiren, Geigenmachen, Puppenmachen, Drücken
Neuhaus . .	3	270	—	—	—	—	—	—
Oberlind . .	6	504	162	32,14	2 h Nachts	2	1,23	Drücken, Balgmachen, Kleidchen häkeln
Rotheul . . .	1	52	1	1,92	10 h „	—	—	Schilfkorbflechten
Sonneberg . .	36	2178	614	28,19	2 h „	—	—	Sonneberger Industrie
Sa.		8118	2809	34,60%				

1) Nur am Freitag, d. h. vor dem Liefertag. 2) Jetzt keine, früher jedoch wurden Kinder zur Korbflechterei benutzt. 3) Ob Abends oder Morgens ist nicht angegeben.

Tabelle II.

Durchschnittspreise für Schnitzholz in den Oberförstereien Sonneberg, Steinach, Judenbach, Hämmern

von 1880 bis 1897.

(Nach einer Mitteilung des Herzogl. Staatsministeriums, Abteilung der Finanzen.)

Jahr	Oberförstereien			
	Sonneberg	Steinach	Judenbach	Hämmern
	Preis pro Festmeter in Mk.			
1880	12,44	15,07	16,61	12,53
1881	13,95	14,51	17,46	13,37
1882	15,26	15,86	18,89	14,46
1883	15,45	18,14	19,15	14,50
1884	16,08	17,54	18,73	16,20
1885	16,19	18,14	19,11	15,60
1886	16,76	17,84	18,99	15,25
1887	16,59	16,78	19,00	15,00
1888	16,60	17,71	19,23	14,68
1889	15,35	18,03	18,98	15,53
1890	16,67	17,69	18,50	15,48
1891	16,04	18,80	19,16	15,78
1892	16,27	18,35	19,28	15,22
1893	17,93	19,09	19,34	15,49
1894	17,53	19,20	18,54	15,91
1895	18,15	19,01	19,33	16,32
1896	18,01	18,44	18,73	16,60
1897	17,74	20,04	18,82	16,87

Tabelle III.

Bewohnte Gebäude der größeren Orte des Kreises Sonneberg, nach der Zählung vom 2. Dezember 1895.

Statistik des Herzogtums Sachsen-Meiningen, Bd. VI, S. 138 ff., 104.

Gemeinde	Zur Wohnung dienende oder bestimmte Gebäude (Baulichkeiten). Ueberhaupt	Von den bewohnten Gebäuden (Baul.) sind bewohnt von je: 1 Haushalt	2 Haushaltungen	3 Haushaltungen	4 Haushaltungen	5 Haushaltungen	6 und mehr Haushaltungen	1 bis 5 Personen	6 bis 10 Personen	11 bis 15 Personen	16 bis 20 Personen	21 bis 25 Personen	26 und mehr Personen
Stadt Sonneberg	846	192	173	166	121	78	101	110	221	191	122	85	102
„ Schalkau .	197	47	49	42	26	6	3	28	68	42	21	9	5
„ Steinach .	451	124	152	100	48	17	10	71	158	112	60	33	17
Forschengereuth . .	77	64	12	1	—	—	—	37	34	3	3	—	—
Hämmern . . .	185	103	61	14	6	1	—	55	96	22	7	3	2
Heinersdorf . .	186	105	62	15	3	—	—	61	95	21	6	2	—
Hüttengrund . .	47	16	20	7	3	1	—	5	29	6	6	—	1
Hüttensteinach . .	75	19	24	14	8	6	4	8	26	22	9	4	6
Judenbach. . .	208	81	76	37	8	3	1	38	99	48	13	4	4
Köppelsdorf . . .	99	23	37	23	13	2	1	20	26	34	9	8	2
Mengersgereuth .	113	60	39	10	3	—	—	40	48	18	5	—	1
Neufang	75	32	26	9	7	1	—	9	34	24	4	3	1
Oberlind . . .	227	68	82	38	24	10	4	39	87	56	24	13	7
Effelder	141	94	39	6	—	—	—	63	59	15	2	—	—
Lauschn. . . .	394	134	126	79	36	10	6	67	154	83	57	18	13
Steinheid. . . .	206	102	77	24	3	—	—	48	106	38	12	2	—
Neuenbau . . .	108	68	34	6	—	—	—	35	55	16	2	—	—

Gemeinde	über-haupt	Familienhaushaltungen und zwar mit 2 Personen	3	4	5	6	7	8	9	10	11 u. mehr
Stadt Sonneberg .	2453	341	434	491	392	270	231	122	77	47	48
Forschengereuth . .	89	3	10	20	17	16	11	3	4	3	2
Hämmern	287	21	51	63	49	44	23	20	5	6	5
Heinersdorf . . .	278	19	45	62	54	51	28	9	6	3	1
Hüttensteinach . .	191	18	25	51	33	20	20	11	9	2	2
Judenbach . . .	385	34	62	78	65	44	47	31	15	4	5
Köppelsdorf . . .	226	26	36	42	40	36	19	15	5	4	3
Mengersgereuth . .	175	24	32	28	30	23	13	17	3	2	3
Mürschnitz. . . .	71	6	8	4	17	19	8	5	—	1	3
Neuenbau. . . .	150	15	21	24	28	21	15	14	6	5	1
Neufang	142	8	19	27	20	28	21	11	3	3	2
Oberlind	495	52	87	90	88	69	54	26	21	4	4
Schalkau	389	45	71	70	68	58	34	23	7	7	6
Effelder	185	18	23	42	37	27	19	10	5	3	1
Rauenstein . . .	274	15	32	51	48	40	43	17	16	6	6
Steinach	1035	121	153	201	177	147	89	71	31	26	19
Lauscha	833	87	135	153	131	95	79	68	47	16	22
Steinach	330	37	62	56	55	30	35	26	14	8	7

Tabelle IV.

Veranlagung zur Einkommensteuer auf 1898.

Bd. VII der Statistik des Herzogtums Sachsen-Meiningen. Regierungsblatt vom 22. Mai 1897.

Amtseinnahmebezirk u. Orte innerhalb desselben über 1000 Einwohner	Gesamtzahl der in den Einkommensteuer-Rollen eingetragenen Personen	Davon entfallen auf: Pers., die nicht zur Einkommensteuer, jedoch wegen eines Eink. unt. 600 Mk. zu Steuersätzen für d. Umlageerhebung veranlagt sind	Prozent	Davon entfallen auf: Einkommensteuerpflichtige	Prozent
Sonneberg	10 475	5529	52,78	4946	47,22
Sonneberg	4 318	2003	46,39	2315	53,61
Hämmern	353	206	58,36	147	41,64
Heinersdorf	390	250	64,10	140	35,90
Judenbach	556	327	58,81	229	41,19
Köppelsdorf	309	136	44,01	173	55,99
Neuhaus	340	231	67,94	109	32,06
Oberlind	770	432	56,10	338	43,90
Schalkau	2 574	1359	52,80	1215	47,20
Schalkau	617	399	64,67	218	35,33
Rauenstein	498	260	52,21	238	47,79
Steinach	3 723	1875	50,36	1848	49,64
Steinach	1 462	724	49,52	738	50,48
Lauscha	1 458	707	48,49	751	51,51
Steinheid	398	265	66,58	133	33,42

Der Durchschnitt der Personen mit einem Einkommen unter 600 Mk. für das ganze Herzogtum bewegt sich in den Jahren 1891 bis 1897 zwischen 30—33 000 oder 48—49%.

Druck von Ant. Kämpfe, Jena.

Druck von Ant. Kämpfe in Jena.

Stillich, Oskar,

Die Spielwaren-Hausindustrie des Meininger Oberlandes

Jena 1899